Heinrich Mann

Das Wunderbare (1896)

Gretchen (1908)

Novellen

Im vorigen Spätsommer berührte ich auf einer Reise die kleine Provinzialstadt N. Es war dies meine erste Rückkehr dorthin, seit ich das Gymnasium der Stadt verlassen, und ich war dort fremd geworden. Von meinen ehemaligen Schulfreunden lebte niemand mehr in N. als Siegmund Rohde, der, so viel ich wußte, Rechtsanwalt und Stadtrat war. Ich hatte ihn gut gekannt. Wir waren durch all das Gemeinsame verbunden gewesen, das gewöhnlich die Schulfreundschaften knüpft. Wir zeichneten uns, als gefällige Rivalen, in den gleichen Fächern aus, besaßen dieselben literarischen Neigungen, spürten bei unsern Lehrern dieselben Lächerlichkeiten auf. Vor allem liebten wir die Kunst mit gleicher Leidenschaft und Ausschließlichkeit. Wenn wir von ihr sprachen, so fühlte jeder sein bestes Feuer aus dem Geiste des andern noch glänzender und wärmer zurückstrahlen. Wir ermutigten und bewunderten uns gegenseitig. Niemals ließen wir den Gedanken zu, daß einer von uns sich je einer andern Tätigkeit widmen könne als der Kunst. Siegmund sah den lebenslänglichen „Dienst des Ideals" als etwas Selbstverständliches an, das durch keine fremden Einflüsse beeinträchtigt werden könne. Was mich selbst betrifft, so scheint es mir, daß ich zuweilen ein wenig skeptischer war.

Als ich sodann das Gymnasium mit der Akademie vertauschte, bezog er die Universität, um die Rechte zu studieren; „vorläufig", wie er sagte, da er seinen Vater doch ganz sicher noch für seine eigentlichen Pläne zu gewinnen hoffte. Wir hatten sodann in vielen Jahren nur das Allgemeinste voneinander gehört, und nun sollte ich

ihn in dem alten Kreise wiedersehen, wo er am Ende doch seine dauernden Lebensaufgaben gefunden und wo er wahrscheinlich sein Leben beschließen würde. Ich gestehe, daß ich nicht ohne Voreingenommenheit war. Denn wenn ich an den sinnenden Knaben von damals, mit den halblangen Haaren, den weichen, etwas mädchenhaften Bewegungen dachte, so fragte ich mich, wie sehr er sich von innen und außen verändert haben müsse, um den Platz im Leben auszufüllen, den er innehatte als kleinstädtischer Rechtsanwalt und Stadtverordneter. Natürlich würde er breit und stark von Körper und von Geist verhältnismäßig magerer geworden sein, wie ja so häufig in solchen Verhältnissen der Geist, in dem nur eine große Leidenschaft, die des Geldes, zurückbleibt, ausgesogen wird vom Körper. Dieser, in der behaglichen Stille des Provinzwinkels begraben, gedeiht bei der guten, reichlichen Nahrung, der langen Nachtruhe, den mangelnden Aufregungen, der nie unterbrochenen Regelmäßigkeit des täglichen Lebens, und nach und nach gelangt er dahin, alle die Interessen zu ersticken, die früher den Geist nährten und die ihm nichts nützen können. Zum Überfluß hatte ich vernommen, daß er verheiratet sei, und sofort hatte ich mir seine Frau als eine der alltäglichen Provinzdamen vorgestellt, die, zu einfach und platt, um das Feinere, Edlere im Manne anzuregen und zu unterhalten, ihn vielmehr allmählich und sicher in ihre eigene Sphäre herabziehen; eine Art Haushälterin, von der man Kinder hat. Die unablässigen, stündlichen kleinen Sorgen für die Familie, für die Wesen, die er um sich her geschaffen und die einen Teil seines Lebens ausmachten, mußten ihn seit langem verhindert haben, das innere Ich zu beschäftigen und zu bilden, von dessen Pflege ich meinerseits niemals eine ernstliche Abhaltung erfahren hatte. Wie sehr er mir also entfremdet sein mußte, so hieß mich doch eine gewisse schmerzliche und vielleicht ein wenig eitle Neugierde die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um auch in diesem Falle die Veränderungen mit Augen zu sehen, die das Leben uns bei jeder Rück-

kehr vorbehält, auf jedem Wege, den wir in der Jugend geschritten, an jedem Menschen, dem wir vormals nahegestanden.

Als ich dann im Grunde eines parkähnlichen Gartens vor dem Tore der Stadt das freundliche weiße Haus betrat, das er bewohnte, fand ich mich angenehm enttäuscht. Die ursprüngliche Einrichtung des geräumigen Salons, in den man mich führte, war offenbar von dem Möbelmagazin der kleinen Stadt geliefert, aber es zeigte sich hier und da, von einem feineren Geschmack darübergepflanzt, ein Schmuckgegenstand, ein Kunstwerk, Einzelheiten, die wiederholte Reisen und einen oft unterbrochenen, nie ganz aufgegebenen Zusammenhang mit den Strömungen einer höheren Kultur bezeugten.

Die Gattin meines Freundes trat ein, und ich bemerkte gleich, daß sie das passende Bild im Rahmen dieses Zimmers war. Ihr Anzug, augenscheinlich aus einem bescheidenen Atelier hervorgegangen, entbehrte darum nicht eines gewissen persönlichen Geschmacks. Die sympathisch ruhigen Züge ihres Gesichtes wurden von der anmutigen Frisur ihres dunkelblonden Haares zur Geltung gebracht. Die graziöse Gelassenheit ihrer Bewegungen vermochte die Gewohnheit des raschen Herumwirtschaftens nicht ganz zu verbergen. Ihre Unterhaltung war von angenehmer Zwanglosigkeit, ohne besonders fesselnd zu sein. Wenn sie nicht die Vorzüge einer Weltdame besaß, so erschienen doch auch die Untugenden der Bürgersfrau auf das geringste Maß an ihr beschränkt.

Sie rief ihre beiden Knaben herein, hübsche, frische Jungen, von denen der jüngere lebhaft an meinen Jugendfreund erinnerte. Ich war inzwischen wirklich begierig geworden, Rohde selbst wiederzusehen. Er wurde erst in einer halben Stunde aus dem Büro zurückerwartet.

Es dunkelte schon, als man von weitem die Gartenpforte knarren hörte. Ich sah einen hochgewachsenen breiten Mann, dessen stark verwischte Taillenlinie den Körper dennoch nicht formlos erscheinen ließ, durch die Kieswege herbeikommen. Er ging elastischen, selbstbewußten

Schrittes. Hier und da blieb er stehen und neigte sich prüfend über einen Rosenstrauch.

Wir begrüßten uns sehr herzlich, ohne daß er überrascht gewesen wäre, mich so plötzlich ankommen zu sehen. Er war, wie er sagte, selbst an häufige und unerwartete Ortsveränderungen gewöhnt. Auch stellte er nicht die Menge von Fragen, die einem neu eingetroffenen Gaste das unbehagliche Gefühl, ausgeplündert zu werden, verursachen. Er schien das unruhige Leben, aus dem ich kam, zu kennen, den Dingen, die mich beschäftigten, keineswegs fremd geworden zu sein. Er sprach, während wir mit der Familie bei Tische saßen, über die Entwicklung der Kunst, über die neuen Formen, in denen sich die Schönheit offenbart hatte. Seine Beobachtungen waren scharf und klug, ohne das Unbestimmte, Nebelhafte, das denen des Jünglings angehaftet, doch auch ohne des Jünglings Begeisterung. Er drückte mit Wärme seine Liebhabereien auf dem Gebiete der Ideen und Formen aus, allein das nahm sich in seinem Munde wie die Gegenstände einer allenfalls entbehrlichen Muße aus. Die Hauptsache mochte dagegen der Bau des kleinen Kanals sein, den die Stadt beabsichtigte, und die anderen kommunalen und öffentlichen Angelegenheiten, denen er sich zuwandte.

Seine Gattin mischte sich diskret ins Gespräch. Sie wußte ihm den Übergang zu einem Lieblingsthema zu vermitteln und ihm, wenn er sprach, Aufmerksamkeit zu erzeigen. Sie schien ergeben und voll Bewunderung für den Mann.

Die Knaben wurden, nachdem wir uns erhoben, um in der Veranda den Kaffee zu nehmen, entlassen. Als sie ihren Gatten nach einer Weile unsere gemeinsamen Erinnerungen berühren hörte, zog auch die Frau sich bald zurück.

Wir saßen in einer an die Seitenfassade des Hauses grenzenden Orangerie, halb Veranda, halb Treibhaus. Durch einige geöffnete Scheiben zog die weiche Luft der Sommernacht herein, durchsättigt von dem zu einem ungewis-

sen rätselhaften Duft zusammengeflossenen Atem der zahllosen Blumen. Das Mondlicht, dem ein ganz leichter Nebel seine Kälte nahm, umspielte die Wipfel der alten Bäume, ließ eine Seite der hohen, grüne Säle bildenden Bosketts zauberhaft erglänzen, um die andere in desto tieferes Dunkel zu stürzen. Die harten Unterschiede von Licht und Schatten gaben dem Garten eine ungeahnte Ausdehnung. Er senkte sich langsam, bis weithin, in der Tiefe, ein weißes Stückchen Mauer inmitten des dunklen Laubwerks aufleuchtete.

Um uns her standen hohe, kühl atmende Blattpflanzen, in deren Schatten wir uns zurücklehnten. Keine Blume war hier zu sehen, außer einer bescheidenen mattgefärbten Winde, die sich durch eine der geöffneten Scheiben schlang. Und diese duftlose Blüte schien alle die unendlichen schweren Düfte von draußen mitzubringen.

Die Art, wie ich die Lebensverhältnisse meines Freundes bei meiner Ankunft ins Auge gefaßt, hatte sich im Laufe des Abends beträchtlich geändert. Ich fürchtete ihn in einem kleinen dumpfen Kreise, der für den Flügelschlag seines ehemaligen künstlerischen und idealen Wesens keinen Raum bot, erstickt und verdummt zu finden. Statt dessen bemerkte ich, daß er eher gewonnen hatte durch die kluge Sicherheit seines Urteils, das ohne die Schwankungen einer zerstreuten, entwurzelten Existenz, alle Erscheinungen mit einem verständigen Gleichmut auffaßte, ohne darum der Feinheit zu entbehren. Ja, es schien mir, daß wir andern, mitten in den Bewegungen der Zeit stehenden, kaum etwas vor ihm voraushatten, der das Beste, was es dort draußen gab, aufmerksamen Geistes sammelte, um es hier in seinem Winkel fortzupflanzen. Er fand Befriedigung in einem bescheiden abgeschlossenen Bezirke, ohne je auf seinen Anteil an dem großen Leben verzichtet zu haben. Es drängte mich, etwas Ähnliches auszusprechen.

„Ich beglückwünsche dich zu deinem Familienleben. Du mußt glücklich sein?"

Er nickte lächelnd.

„Ich habe es nicht schlecht getroffen."
„Deine Frau ist allerliebst und verständig. Über deine Jungen brauche ich dir kein Kompliment zu machen. Der Jüngere ist ja ganz dein Bild, wie ich es kannte."
„Er erinnert mich oft an unsere Jugend."
„Du selbst erinnerst mich daran. Denn in deiner vorteilhaften bürgerlichen Stellung bist du doch ein wenig der Künstler von damals geblieben – nur daß du nicht mehr, wie wir damals taten, die Ideale im Munde führst."
Er machte eine lebhaft zustimmende Bewegung.
„So ist es. Ich habe mich des Idealen ein wenig entwöhnt. Man muß das Wunderbare nicht zum Alltäglichen machen."
„Das Wunderbare?"
„So nenne ich es jetzt gern. Ich meine das, was man nicht kennt und woran man nicht denkt in der bürgerlichen Gewöhnlichkeit, in der man alles genau kennt und weiß. Ich meine das Ferne, Sinnlose, fast Unmögliche, bloß Geträumte und dessen man sich, auch wenn man es erlebt hat, nur wie an einen Traum erinnert."
Ich schwieg erstaunt über die seltsame Erregung, die aus seinen Worten klang, und erwartungsvoll. Er war aufgestanden und ans Fenster getreten, durch das der Windenzweig hereinhing. Er nahm ihn wie in Gedanken auf und fuhr fort:
„Die Blüte, an die ich denke, ähnelt dieser, nur ist sie noch so viel heller und zarter. Man wagt sie nicht zu berühren. Sie erträgt nur den Kuß eines südlichen Lichtes. Sie windet sich, zahllos und endlos, zwischen stillem Grün, im weiten Bogen über den blauen See. Am Ufer schlingt sie sich fort, den Fels hinan inmitten der Granatblüten und umstrickt mit ihren blassen Armen droben das weiße Haus. Die Marmorterrassen leuchten unter dem straffgespannten Blau des Himmels, wie roter Edelstein flimmern die Granatblüten, der See erglänzt demantklar. Aber mild und mäßigend legt sich über all die Helligkeit der Schleier der Blüten, deren Weiß einen Hauch aller Farben in sich trägt."

Er hatte sich umgewandt, und meinen immer mehr erstaunten Blick gewahrend, lächelte er.
„Ich phantasiere nicht, und es ist keine Ideallandschaft, die ich beschreibe. Es ist ein Erlebnis."
Ich bat.
„Erzähle?"
Er rief einem draußen vorübergehenden Dienstboten einen Auftrag zu. Es ward eine hochhalsige korbumflochtene Flasche hereingebracht. Rohde füllte die Gläser mit dem dunkelglühenden Chianti, und schweigend ließen wir sie aneinanderklingen. Die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und den Kopf ein wenig gesenkt, mit kleinen Schritten hin und her gehend, begann er zu erzählen.

„Die Erfüllung meines jugendlichen Herzenswunsches war mir, wie du weißt, versagt worden. Ich entschädigte mich für die erste große Enttäuschung meines Lebens auf den Universitäten durch fortwährende ungeregelte und wilde Genüsse. Mit vierundzwanzig Jahren endlich, als nicht mehr junger Student, sah ich meiner Tollheit durch einen tüchtigen Blutsturz ein Ende gemacht. Leidlich ausgeheilt ward ich noch für ein Jahr zur Pflege meiner Gesundheit nach dem Süden geschickt.
Der schlimme Winter, den ich überstanden, ging zu Ende, allein ich genoß das wundervolle Erblühen des italienischen Frühlings nicht wie jemand, der es zum ersten Male erlebt.
Mein Empfinden war sehr stumpf, meine Gedanken niedergeschlagen. Ich kam mir blasiert vor. Es war die tiefe Ernüchterung bei mir eingetreten, die die ersten, banalen, aber heftigen Erlebnisse im Jüngling zurücklassen. Man glaubt der ganzen Trivialität und der Lüge des Lebens auf den Grund zu schauen und hofft nicht, irgendeinen verlorenen Glauben zurückzuerhalten. Dazu kam die körperliche Mattigkeit der Rekonvaleszenz, die sich in einem gleichgültigen Hindämmern gefällt.

So konnte mich das hastige Treiben der Städte nicht fesseln. Das Fremdartige der Umgebung bemerkte ich kaum. Eine Welt von Kunst zog vage und eindruckslos an meiner Seele vorüber. Wer mir gesagt hätte, daß mein erstes Zusammentreffen mit den ersehnten Meisterwerken so vor sich gehen werde! Ich erinnere mich einmal, in einer Florentiner Kirche, lange Zeit vor einem Bilde des Fra Angelico gestanden zu haben. Von dem Haupte der Madonna, das ganz leidende Grazie war, floß ein weicher Glanz über die schüchternen Gestalten, die zu ihr emporblickten. Am Ende ging ich, ohne die Neugierde mehr zu sehen, hinaus. Ich taumelte ein wenig und glaube, daß mir die Tränen nahe waren.

Trotz meiner Trägheit hatte ich, da alles mich unbefriedigt ließ, unaufhörlich ein planloses Gefühl des Suchens. So reiste ich in kleinen Strecken, stets nur wenige Tage an einem Orte verweilend.

Zu Beginn des Sommers befand ich mich irgendwo im Gebirge und wußte kaum, wie ich dorthin gelangt. Mein Quartier hatte ich auf einem abgelegenen kleinen Hochplateau, in einer einsamen Wirtschaft, mehr Bauernhof als Gasthaus, aufgeschlagen. Doch blieb ich wenig daheim. Ich machte, langsam und ohne Absicht vor mich hin gehend durch Gegenden, die ich nicht sah, Besuche in allerlei Ortschaften, die ich nicht einmal dem Namen nach kennenlernte. Fand ich mich dann gelegentlich wie durch Zufall wieder zum Hause zurück, so war es mir eher unerwünscht. Es war, als suchte ich etwas Fremdes, das ich ahnte und nicht fand.

Einmal hatte ich den gebahnten Weg verloren, im weiten Pinienwalde, der sich langsam, endlos erhob. Meine Teilnahmslosigkeit ward durch das große Schweigen rings umher besiegt, das mich aufhorchen machte. Ich folgte gespannt der seltsamen Anziehung, die die unbekannte Ferne auf uns ausübt. Am Ende war ich froh, das Geräusch menschlicher Tätigkeit zu hören. Es waren Holzknechte, die nach einigen Unterhandlungen ihr Frühstück mit mir teilten. Ohne um den Weg gefragt zu haben,

ging ich weiter, bis ich es lichter vor mir werden sah. Der Wald, der mich unablässig zur Höhe geführt hatte, lief am schroffen Felsrand aus. Drunten sah ich, von dichtem Grün vielfach verdeckt, das Blau eines Sees aufblinken. Viel weniger steil als die diesseitigen Felsen setzten drüben die ganz bewachsenen Berge, langsam und zögernd, ihren Fuß ins Wasser. An einer Stelle, wo sie weiter zurücktraten, schien ihnen ein Garten oder Park vorgelagert zu sein. Auf halber Bergeshöhe darüber bemerkte ich ein weißes, anscheinend im älteren Villenstil erbautes Haus. Es mochte nicht groß sein, doch hob es sich leuchtend von einer dunklen Wand von Zypressen ab.

Das einsame Haus über dem See, am Rande des engen, verborgenen Tales, machte mich fast unruhig. Es war kein Murmeln des Wassers zu hören, und diese heimliche, versunkene Stille ließ es wie Sehnsucht in mir aufdämmern. Ich lugte, über den vorspringenden Felsen geneigt, hinab und meinte über dem warmen Grün die Luft zittern zu sehen. Es mußte dort drunten so mildwarm und lauschig sein. Das Leben mußte dort langsamer und sanfter fließen. Wie in Ahnungen verloren, spähte ich in dem engen Kreise der Berge nach einer Gelegenheit zum Abstieg. Ich entdeckte wohl eine ziemlich schräge Senkung, vermochte sie aber, wie ich in den Wald zurück darauf zulaufen wollte, lange Zeit nicht zu finden. Der Weg war wie verzaubert. Und endlich kam ich dann, nach einiger Gefahr und langem Klettern, unten an. Wie aus Scheu vor dem Geheimnis dieser Sommerstille zögerte da mein Fuß, das kleine Tal zu betreten. Nur die Bienen summten in der warm duftenden Luft. Dicht über dem Wasser, das nun in der Nähe kristallhell erglänzte, auf dem schmalen, ganz mit Schlingpflanzen überwachsenen Pfade, der sich dicht an den Fels schmiegte, schlich ich ein Stückchen fort. Hier und da mußte ich mich bücken, um unter einem überhangenden Block hindurchzuschlüpfen. Verworrenes Gestrüpp zog sich das Ufer hinab und tauchte ins Wasser. An vielen Stellen wuchs Schilf hinein, und

große weiße Rosen lagen davor inmitten der durchsichtig grünen Reflexe.
Bald ward das Gestade ein wenig breiter. Ich hatte den See so weit umschritten, um zu bemerken, daß er sich in seiner Mitte noch mehr verengte. Die Vorsprünge, die das Ufer auf beiden Seiten bildete, waren durch die zusammengewachsenen Kronen von Ulmen und Ölbäumen miteinander verbunden. Es war so ein dichtes, regelmäßiges Laubgewölbe entstanden. Hier fiel mir zum erstenmal die blasse Winde in die Augen. Ich sah nun wohl, daß sie sich überall am Ufer hinzog, hier aber schlang sie sich, auf dem matten graugrünen Grunde des Olivenlaubes, in anmutigem Bogen über den See.
Während ich mit ganz versunkenem Blick dem Spiele des Laubschattens auf dem Glitzern des Wassers folgte, überkam mich die Begierde, unter diesem lebenden Blütenkranze auf einem Kahne so fortzugleiten, als müßte dies das Tor zu einem seltsamen Lande sein, wohin es mich zog und von dem ich nichts wußte.
Langsam, den Kopf gesenkt, hatte ich meinen Weg fortgesetzt. Als ich wieder aufblickte, waren die Berge weit vom Ufer zurückgetreten. Ich stand vor dem Garten, der sich an ihnen hinanzog bis zu der Höhe, wo das weiße Haus aus der grünen Hülle hervorschimmerte, mit der ich es von hier umgeben sah. Von der Villa abwärts traten leuchtende Terrassenstufen aus dem Laubwerk hervor, das sie allmählich immer dichter umrankte und endlich in der Tiefe ganz verschlang.
Denn die Vegetation des Gartens, an der Sonnenseite des windstillen, rings eingeschlossenen Tales, hatte sich mit fesselloser Üppigkeit entwickelt, die vormals angelegten Taxus-Bosketts hatten sich zu hohen unregelmäßigen Mauern wild ausgewachsen. Herüber und hinüber verschlang sich das gelbliche Laub der Limonen, das silbermatte der Oliven mit dem dunkleren der Granaten, mit dem schwärzlichen der Orangen. An Stellen, wo sich von einer früher vertieften Nische noch unbestimmte Umrisse abzeichneten, lauschten verwitterte Marmorbilder aus

der grünen Wildnis hervor: eine Flora im weiten blumenumsäumten Gewand, ein faltig grinsender Faun, spähend vorgebeugt.
Inmitten einer kleinen Lichtung, halb untergetaucht im hohen, hellen Gras, aus dem Narzissen hervorblickten, sammelte ein vielfach zerbrochenes, kunstvoll gemeißeltes Becken den dünnen grünschillernden Strahl der Fontäne. Kaum daß man sein Plätschern vernahm. Ein steinerner Knabe fing mit süßtraurigem Lächeln das versiegende Wasser in seiner Hand auf.
Ragende, uralte Zypressen säumten beide Seiten der Lichtung. Die gigantische Allee stieg in gerader Richtung den Berg hinan. Und doch machte das wild wuchernde Gebüsch, das die Stämme, die es durchbrachen, ersticken zu wollen schien, daß das Auge den Weg verlor. Aber die weiße Winde war da, um den Blick zu leiten. Vom Ufer kam sie her, sie überstieg die Taxusmauern und schlang sich von Zweig zu Zweig. Sie machte Umwege, um den Brunnen zu umkränzen, um die grauen Steinbilder mit ihren lebenden Blüten zu verjüngen. Aber dann fand sie immer wieder den Weg die Terrassen hinan, auf deren Höhe sie in das Haus eintreten mochte, das vielleicht niemand gesehen als sie. Es lag der melancholische Reiz des Verwunschenen über allem, was ich zwischen den barocken Arabesken des verrosteten hohen Gatters erblickte, das ich niemals in seinen Angeln zu drehen gewagt hätte.
Es beschlich mich, je länger ich stand, das vage Gefühl von etwas Unheimlichen, als sollte sich eine Hand von rückwärts auf meine Schulter legen. Leicht zusammenschauernd wandte ich mich, um glücklicherweise sogleich ein Zeichen menschlicher Nähe zu entdecken. Ein kleines, hellfarbig angestrichenes Boot, an einen schmalen Landungssteg befestigt, wiegte sich in kaum wahrnehmbaren Neigungen auf dem stillen Wasser. Mein Auge verfolgte sogleich die glänzende Fläche, die es durchziehen würde, um drüben im grünen Schatten unterzutauchen. Kaum widerstand ich der Versuchung, den Strick zu lösen. Zu-

gleich aber erinnerte mich das schlanke Fahrzeug daran, daß die Villa bewohnt sein müsse. Wer konnte sich dorthin zurückgezogen haben? Vielleicht ein Mensch, den die Welt durch schlimme Erfahrungen zum Einsiedler gemacht, vielleicht ein Kranker – wie ich. Wer es auch sein mochte, ich fühlte Sympathie für ihn. Indes ich weiter darüber meinen Träumen nachhing, hatte ich den See bis dahin umschritten, wo der Weg endete und das Wasser unmittelbar den schroffen Fels bespülte. Während ich ein Plätzchen zum Ruhen suchte, gewahrte ich im Schilf einen schwarzen Körper. Als ich das wirr darüberhangende Gebüsch zurückgebogen, vermochte ich einen flachen, ziemlich schweren Kahn herbeizuziehen. Er erwies sich als morsch und schlecht instand gehalten, aber wenigstens würde mir niemand seine Benutzung verwehren. So entleerte ich ihn, so gut es ging, von Wasser und vertraute mich den schwanken Brettern an.

Das war nun zwar nicht das gemächliche Gleiten, wie ich es mir vorgestellt. Die unhandlichen kurzen Schaufeln verursachten klatschendes Geräusch, der Kahn bewegte sich wie widerwillig in kurzen Stößen vorwärts. Doch hatte ich nicht weit. Bald war das Laubgewölbe erreicht, und ich fand das lauschigste Plätzchen in einer Bucht, die das Ufer beschrieb und die genau zur Aufnahme meines Bootes paßte. Da blieb ich sitzen, die Arme auf die Knie gestützt, vor mir das kleine grüne Reich, von dem ich Besitz genommen, auf beiden Seiten ganz verborgen von tief übers Wasser geneigten Akazienbäumen, von deren weit offenen Blüten rosige Blätter auf mich herabtropften.

Mitten in dem seltsamen Lande befand ich mich jetzt, vor dessen Eingang ich gleich nach dem Betreten des Tales geträumt. In der großen Stille verspürte ich das Weben der Sommerluft. Sie spielte um mich her, wie im Wasser die Blätterschatten spielten, hier und da von einem weißlichen Schein erhellt, den von der Oberfläche des Blättergewölbes die Winde herabsandte. Allmählich erwachten dann die leichten Geräusche des Lebens über den

Wassern, die meine Ankunft eingeschüchtert. Hinter mir begannen leis die Grillen zu zirpen, rote Käfer krochen über die Blätter hin und plumpsten ins Boot. Leichtes Gesumme schwirrte an meinem Ohr vorüber, und aus dem Wasser kam dann und wann ein verstohlenes Glucksen. In dem goldenen Sonnenstreif, der die Grenze meines grünen Reiches bildete, blitzten die blauen Lichter der Libellen und Falter hin und her.

Wie lange war ich so geblieben? Da glitt plötzlich ein schlanker Schatten über jenen Sonnenstreif, zu mir herein. Hinter ihm tauchte der schmale Bug eines hellgestrichenen Bootes auf, und dann langsam, langsam erschienen die im Sonnenduft verschwimmenden Konturen einer Frauengestalt. Sie setzte noch einmal die Ruder an, und die leichten Falten des weißen Gewandes verrieten die weichen Bewegungen schlanker Arme, die reizende Neigung des zarten Körpers. Die Schaufeln schleiften lautlos über die Wasserfläche zurück. Sie hatte mich erblickt. Von dem breiten Strohhut hingen durchsichtige Spitzen tief herab und beschatteten ihre blasse Stirn und ihre weit offenen ernsten Augen.

Ich hatte mich weiter vorgebeugt und hielt ihren Blick aus, fast ohne ihn zu fühlen, als sei sie nur ein Traum. Und ich war kaum überrascht. Hatte ich doch, ohne es recht zu wissen, meinen Blütentraum fortgesponnen und See und Garten und Haus belebt mit allem, was ich wünschen mochte, mit allem, was wir von Huld und Glück ahnen, ohne recht daran zu glauben. Es war mir nun, als hätte ohne sie hier kein Leben erstehen können. Sie war die Seele der Landschaft selbst. Ich hatte sie fast erwartet.

Der Kahn schwamm sacht weiter. Sie wäre so, eine holde Täuschung des Lichtes, an mir vorübergezogen, und ich hätte sie nicht aufgehalten. Allein sie machte, in der Mitte der grünen Wölbung angelangt, eine unschlüssige Bewegung mit dem Ruder, das sie wie zum Einbiegen ansetzte. Da fiel mir ein, es müsse ihr gewohnter Platz sein, den ich in Besitz genommen. Schnell entschlossen sagte ich:

‚Ich sehe, daß ich mich geirrt habe. Sie besitzen ohne Zweifel ältere Rechte auf diesen schattigen Winkel.'
Sie wehrte mit ruhigem Kopfschütteln ab, als sie meine Absicht bemerkte, mein Fahrzeug aus seinem kleinen Hafen herauszulenken.
‚Bleiben Sie doch', sagte sie mit gleichmütiger, leicht verschleierter Stimme. ‚Es ist auch für zwei Boote Raum genug da.'
Und mit zwei kurzen Ruderschlägen legte sie ihr kleines Schiff neben das meine.
Sie zog die Ruder ein, ordnete die Falten ihres Kleides, die sich während der Fahrt verschoben, dann stützte sie einen Arm aufs Knie und legte das Kinn in die Hand: alles mit nachlässigen, gleitenden Bewegungen, als fühlte sie sich unbeobachtet. So blickte sie, über ihr Boot hinweg, ins Wasser. In ihren weitgeöffneten Pupillen war etwas von der Sonne zurückgeblieben, aus der sie kam, aber ihr Blick war seltsam still und unbeschäftigt. Sie hatte den Hut abgenommen, und ich sah, daß ihr Haar, dessen schwerer Knoten sich ein wenig gelöst hatte, von einem gewissen glanzlosen Graublond war. Es mußte sehr fein sein, denn über der mattweißen Stirn, von der es schlicht zurückgestrichen war, nahm man trotz seiner Dichtheit den Ansatz kaum wahr. Die freie rechte Hand ließ sie sorglos über den Rand des Kahnes herabhangen, und auf ihrer schneeigen Blässe, wie sie die Hitze hervorruft, zeichnete sich ein Gewebe feiner blauer Adern ab. Sie hatte einen eigentümlich kraftlosen Ausdruck, diese Hand, denselben, den auch ihr Profil zeigte, mit der leichtgewölbten Stirn, der geraden schmalen Nase und den leis geöffneten, zu roten Lippen.
Ich hatte Zeit, diese Bemerkungen zu machen. Sie schien meine Nachbarschaft vergessen zu haben. Und es ging, je länger ich sie an meiner Seite fühlte, ein Strom träumerischer, einlullender Empfindung von ihr aus.
Unerwartet erhob sie den Kopf und heftete sogleich den Blick auf mich. Sie hatte ein Heft bemerkt, das auf meinen Knien lag, und sie fragte:

‚Zeichnen Sie hier?'
‚Ich habe nicht einmal den Versuch gemacht.'
‚Nicht wahr?'
Sie machte eine vage Bewegung mit der Hand, die sofort wieder zurücksank.
Zögernd, als suchte sie nach den Ausdrücken, sagte sie dann:
‚Auch wenn ich's vermöchte, würde ich das da nicht wiedergeben mögen. Es bleibt dann nicht mehr ganz. Man müßte es zerlegen, um zu erfahren, wie die Wirkung entsteht. Ich will es nicht wissen, ich liebe es so hinzunehmen, wie es sich offenbart.'
Dies ‚Es', das sie mit keinem Worte bestimmte, klang mir in ihrem Munde so rätselhaft, beunruhigend fast und doch anheimelnd, als kennte ich es dennoch. Ich schwieg und lauschte ihrer Stimme, die in meinem Ohr noch nicht verklungen war.
Endlich, um eine Bemerkung zu machen, fragte ich:
‚Der See muß sehr tief sein?'
Sie antwortete schnell:
‚Oh! So tief!'
Sie schien sich zu besinnen, bevor sie weitersprach:
‚Es weiß es niemand, wie tief. Wollte man es erfahren, das wäre Entweihung. Wie schön, zu denken, daß man immer so fort darin hinabsteigen würde, ohne einen Boden zu finden – unendlich.'
Wir schwiegen wieder. Es war mir, als müßte ich in ihren Worten etwas Wunderbares finden, und doch trafen sie in mir auf Vertrautes.
Eine Weile blieb es so, dann klangen in die tiefe Stille aus der Richtung der Villa sieben Glockenschläge, hell, hoch, aber verschleiert und ohne Nachhall. Und ich wußte plötzlich, daß ihre Stimme der einer gesprungenen Glocke glich.
Sie hatte die Ruder ergriffen. Während sie das leichte Boot in Bewegung setzte, sagte sie, mehr zu sich selbst als zu mir gewandt:
‚Es ist schon wieder meine Zeit.'

Ohne recht zu wissen, warum, folgte ich ihr, wie sie sicher und lautlos dahinglitt. Mein plumper Kahn schwankte hin und her, die Schaufeln klatschten geräuschvoll und gaben mir eine Vorstellung ein, wie wenn der Körper einem Seelenfluge folgen wollte.
Bisher hatte ich nicht darauf geachtet, daß die Dämmerung begonnen. Nun sah ich, daß die Sonne, hinter dünnem graublauem Nebel, dicht über dem Bergrücken stand. Sie mußte dies enge Tal früh verlassen. Auch über dem See lag ein weißer Dunst, so leicht, daß das Licht hindurchschimmerte, und doch machte er es, trotz der Nähe der Ufer, schon ungewiß, an welcher Stelle der Fels die Oberfläche des Wassers berührte.
Meine Begleiterin hatte einen weichen gelben Schal faltig um Hals und Schultern gelegt, und ihr Kopf, den ich, darein geschmiegt, im halbverlorenen Profil erblickte, schien mir jetzt noch deutlicher den Ausdruck des Leidens zu tragen.
Da wir uns dem Platze, wo ich mein Boot gefunden, ungefähr gegenüber befanden, dachte ich daran, mich zu verabschieden.
Sie hörte mich eine Wendung ausführen und wandte sich nach mir um. Ohne Verwunderung fragte sie:
‚Wohin?'
Ich deutete hinüber und sagte:
‚Dort ist der Landungsplatz für mein Boot. Nehmen Sie meinen Dank und geben Sie mir Urlaub.'
‚Aber Sie werden es an jener Seite bequemer finden', sagte sie einfach. Dann setzte sie die Fahrt fort, die sie mit einer Neigung des Kopfes angedeutet, und ich folgte ihr.
Wir landeten am Stege unterhalb des Gartens. Beim Aussteigen bot ich ihr die Hand, und sie legte die ihre hinein, eine kühle Hand, deren Druck ich nicht fühlte. Dann standen wir am Ufer eine kurze Weile unschlüssig, jeder halb gegen den See gewandt, vielleicht in der Erwartung, daß der andere ein Wort sage.
Endlich zog ich den Hut, und indes sie mir dankte, sah

ich wieder ihren Blick, der wie aus weiter Ferne zu mir kam und der, so oft er auf mir ruhte, mich nicht zu sehen schien.

Langsam wandte sie sich, und ich verfolgte mit seltsamer Spannung ihre Schritte. Sie hatte das Gatter zurückgeschoben, das hinter ihr halb geöffnet blieb. Sie schritt über den jetzt von der Sonne verlassenen Rasen dahin, ohne daß ich die Bewegung ihres Körpers wahrnahm. Sie entschwand weiter und weiter, sonst hätte ich nicht daran gezweifelt, daß sie mit geschlossenen Füßen inmitten des Blumenteppichs stehe. Und keine Blüte ließ ihr Schritt geknickt zurück. Die weiße Winde, die ihr Fuß gestreift, fuhr fort, auf den Spitzen der Gräser ganz leicht dahinzuschweben – so wie sie selbst zu tun schien.

Schon wollte sie in dem auch hier bereits planenden dünnen Nebel verschwinden. Nur die Winde, heller als die weiße Luft, zeigte mir den Weg, den die Gestalt emporstieg, als wandelte sie auf den biegsamen schlanken Zweigen.

Da blieb sie, auf der Höhe einer Terrassenstufe, unvermutet stehen. Ich sah die Spitze des Marmorgeländers, an das sie sich lehnte, aus dem nebeligen Grün hervorschimmern und sah ihren Arm, der mir winkte.

Und gleich darauf legte ich den Weg zurück, so wie ich sie hatte dahingehen sehen: halb im Traume.

Ein wenig unterhalb ihres Standpunktes blieb ich stehen, um zu vernehmen, was sie mir sagte. Ihre Stimme klang mühsam und wie erstickt von der Anstrengung des Steigens und von der schweren Abendluft.

‚Sie kommen von drüben?' fragte sie mit einer Gebärde über den jenseitigen hohen Berg hinweg.

Ich bejahte.

‚Und Sie wollen dorthin zurückkehren?'

Ich antwortete nicht sogleich. Überrascht bemerkte ich zum erstenmal, daß ich mich bei hereinbrechender Nacht an einem fremden und einsamen Orte befand, fern von meinem und jedem Quartier.

Sie fuhr, ohne meine Verlegenheit zu beachten, fort.

‚Sie würden sich nicht mehr zurückfinden. Es wird dunkel, und der Weg ist beschwerlich. – Kommen Sie doch.‘
Ohne meine Antwort abzuwarten, setzte sie ihren Weg fort, und als verstiege ich mich in endlose Höhen, ging ich der weißen Gestalt nach, die hier und da zwischen den Windungen des dunklen Grüns auftauchte.
Ganz plötzlich trat an einer Biegung das Haus zwischen schwarzen Zypressen schimmernd hervor. Zwischen den im unsichern Licht flimmernden Statuen schritten wir durch ein einfaches Portal, eine breite, matt erhellte Treppe empor. Droben ward ich, als sei meine Ankunft bekannt, von einem alten Diener empfangen, der mich in ein saalartiges Schlafzimmer führte.
Ich wagte an den schweigsamen Mann keine Frage zu richten. Als er sich geräuschlos zurückgezogen, starrte ich eine Weile in die Flamme der auf dem Kamin in alten silbernen Leuchtern brennenden Kerzen und sah die rätselhaft anmutige Kopfneigung vor mir, mit der sie mich soeben verlassen.
Zögernd wandte ich mich ab, als der Diener noch einmal eintrat, um sich in mühsamem Italienisch nach meinen Befehlen zum Abendessen zu erkundigen. Ich dankte ihm. Eine große weiche Müdigkeit hatte mich ergriffen, so daß ich in einem weiten Sessel zusammengesunken blieb, zu träge, irgendeine Bewegung zu tun.
Endlich erhob ich mich und begann mich zu entkleiden. Nachdem ich die Lichter gelöscht, lag ich unbestimmte Zeit wachend im Dunkeln, das mich behaglich umfing und mir vertraut wie eine Heimat schien. Ich faßte keinen bestimmten Gedanken. Ohne besonders darauf zu achten, hatte ich fortwährend die vage Empfindung, etwas Weißes, wie einen unsichern Schein, in der Ferne vor mir zu haben, dem ich nachfolgte, endlos und ohne das Gefühl, mich zu bewegen.
Manchmal fiel mir irgendein gleichgültiges Wort ein, das merkwürdigerweise seinen gewöhnlichen Sinn verändert hatte, ohne daß mir dies gerade auffiel. Es war alles ganz anders, als es so lange gewesen. Ich selbst war ein Frem-

der, dem das Unmögliche zustoßen konnte, ohne daß es mich in Verwunderung setzte.
In der Morgendämmerung erwachte ich aus tiefem Schlafe und wußte sogleich, daß ich keinen Schlummer mehr finden würde. Eine gewisse innere Unruhe ermunterte mich ganz. Sehnsüchtig erwartete ich das Eindringen des Lichtes, das mir den fremden, am Abend kaum beachteten Raum, in dem ich mich befand, zeigen sollte. Doch blieb lange Zeit alles im tiefen Schatten bis auf die Decke, zu der mein Blick suchend erhoben war. Allmählich und immer deutlicher unterschied ich die zahlreichen Rokoko-Engel, von denen der weite Plafond belebt war. Die rosigen Körper tummelten sich einzeln oder in Gruppen, musizierten und lachten. Hier und da lauschte einer hinter einer großen Muschel hervor, ein anderer lehnte sich an eine schlanke Säule. Auch diese Ausstattungsstücke waren rosig wie die Körper, mit gelblichen Reflexen.
Und plötzlich vereinigten sich die beiden zarten Farben mit einer dritten wie in einem Akkorde. Ein paar Sonnenstrahlen, die darüber hinflossen, machten die Deckenmalerei zum wahren Kunstwerke, denn sie tauchten alles in ein spielendes, lustzitterndes Leben. Die Engel schienen auf den Armen ihrer Mutter, der Sonne, hereingeflattert, und nur solange diese verweilte, durfte ihr ausgelassenes Treiben dauern.
Es mochte eine Stunde vergangen sein, ehe sich mein Blick von dem Bilde, das ihn mit dem ganzen blühenden Reiz des Lebens gefangenhielt, loslöste. Alsbald ward ich von neuem von dem peinlichen Gefühl der Fremdheit ergriffen bei dem Anblick der dunklen Holztäfelung, die den ganzen Raum einschloß. Vor dem weiten Kamin standen dunkelfarbige Polstersessel. Die alten silbernen Kandelaber spiegelten sich traurig in der schwarzen Marmorplatte. In einer Ecke des Saales blickte eine strenge Madonna auf den leeren Betschemel zu ihren Füßen.
Ganz befangen in dem fremdartigen Schweigen, das von dieser Umgebung ausging, stand ich endlich auf und be-

endete schnell meine Toilette. Dann trat ich an eines der Fenster und sah hinaus. Die wundervolle Morgenluft, voll des Atems der jungen Pflanzen, schlug mir entgegen, allein ich vermochte sie nicht in vollen Zügen zu genießen. Aus den Schleiern des Sonnenduftes, wie eine keusche Schönheit, mit verhaltenem Glanz blickte mich die Landschaft an, ohne daß ich die eigentümliche Bezauberung des vorigen Tages wiederfand. Das Erstaunen, mich noch hier zu sehen, ließ mich nicht los.

Ich hatte mich weiter vorgebeugt und schrak plötzlich zusammen. Dort stand sie bereits, drunten auf der Terrasse. Ihre weiße Gestalt stützte sich gegen einen der Marmorpfeiler. Wie lange mochte sie unbeweglich so geblieben sein. Ein Windenzweig, der die Säule umschlang, war, wie eine Liebkosung, über ihre Schulter geglitten. Unwillkürlich wandte ich mich nach dem Engel um, der droben seine blühenden Glieder gegen die rosenfarbige Säule lehnte. Wie lässig, mutlos, fast schmerzlich erschien mir dagegen ihre Haltung.

Aber wer war sie? Es fiel mir ein, daß ich sie nicht einmal zu nennen wußte. Meine Verlegenheit wuchs, wenn ich daran dachte, wie ich ihr gegenübertreten, in welcher Weise ich ihr danken oder mich entschuldigen sollte.

Endlich trat ich vom Fenster zurück und suchte mich den verwirrenden Eindrücken, die ich empfangen, ein wenig zu entziehen. Ich ermunterte mich: am Ende war dies ein Abenteuer wie ein anderes, und es war mir nach der unsinnigen Bergpartie, die ich gewagt, sogar höchst gelegen gekommen. Aber ich begann auch die Nachwirkung der ungewöhnlichen Anstrengung zu spüren, die meine Glieder matt und meine Gedanken dumpf machte.

Eben wollte ich, ohne recht zu wissen wohin, das Zimmer verlassen, als der Diener mir das Frühstück brachte. In Eile genoß ich es, um gleich darauf Hut und Stock zu ergreifen.

Der Vorsaal, den ich betrat, war wie das mir angewiesene Gemach in dunkeln Farben, einfach gehalten. Ich bemerkte eine schöne Truhe von alter Schnitzarbeit. Breite

Ruhepolster zogen sich an den Wänden hin. Alles bezeugte die elegante Bequemlichkeit einer dauernden, wohlgegründeten Einrichtung. Eine schmale Galerie, an der die Wohnräume der Herrin liegen mochten, führte in das stattliche helle Treppenhaus, das ich zwischen bronzenen Greifen und Zwergen hinabstieg. Auf einem breiten Absatz ward ich von einem entzückenden Gobelin gefesselt, der in zarten, sehnsüchtigen Farben eine Schäferszene zeigte und die offene Stiegenhalle im Charakter eines kühlen, luftigen Gesellschaftsraumes ausstattete – der Traum einer künstlerischen Eleganz. Große ernste Palmen standen davor.

In nachdenklichem Staunen stieg ich vollends hinab. Auf die Terrasse hinaustretend, sah ich mich ihr gegenüber, unerwartet, doch ohne Überraschung, obwohl ich ihrer soeben kaum noch gedacht. Wie sie sich nun mir zuwandte und mich mit einem gelassenen Druck ihrer kühlen Hand begrüßte, meinte ich sie gar nicht einmal verlassen zu haben, so vertraut war mir ihre Erscheinung und so selbstverständlich ihre Anrede. Wenn ich noch vor einer halben Stunde daran gedacht, daß ich ihren Namen nicht wußte, so war es mir jetzt unmöglich, mich einer Zeit zu erinnern, wo ich sie nicht gekannt. Es schien mir so einfach und natürlich, mich ihr an diesem Platze gegenüber zu finden, daß es am Ende immer so bleiben mußte.

‚Es ist der schönste Morgen, den wir haben können', sagte sie, und es klang, als sollte ich diesen Morgen mit vielen voraufgegangenen vergleichen, die ich in ihrer Gesellschaft verlebt.

Ohne besonderen Ausdruck warf sie dann leicht hin:

‚Aber Sie sind blaß. Sie haben nicht gut geruht?'

Ich entschuldigte mich mit der Ermüdung des vorigen Tages.

Sie wiederholte ein wenig nachdenklich:

‚Ja, Sie sind blaß.'

Und obwohl sie das ohne merkliche Teilnahme sagte, begann ich bei ihren Worten zu fühlen, daß ich blaß und leidend sei.

Übrigens fand ich auch sie noch bleicher und müder als gestern, ihre Stimme noch mühsamer. Eben wollte ich bedauern, daß vielleicht meine Gegenwart sie zu lange in den Abendnebeln aufgehalten, doch unterbrach sie mich mit der Frage:

‚Und Sie wollen zurückkehren – wohin doch?'

Ich bezeichnete meinen Aufenthalt.

‚Es muß weit dahin sein?'

‚Ein Tagesmarsch.'

‚Und was wollen Sie dort tun?'

Ich hätte wohl über die Frage erstaunen müssen, doch zuckte ich nur die Achseln. Sie sprach selbst meine Antwort aus.

‚Nichts. Ich wußte es. Und Sie fürchten sich doch auch über die Berge zurückzugehen.'

Wirklich fehlte mir in dem Augenblicke jede Vorstellung, als könnte ich je das Tal verlassen.

Sie sagte, wie etwas das der Erwähnung kaum wert:

‚Ich will Ihre Sachen herüberholen lassen.'

Eine Weile blieben wir so stehen, Blicke und Gedanken in den weichen Sonnendunst eingehüllt, der Garten und See erfüllte.

Dann zog sie mit der langsamen, fast willenlosen Gebärde, mit der sie alles tat, ein Heft an sich, das sie bei meiner Ankunft auf die Galerie gelegt. An der Wand des Hauses, von der ein buntgewirkter Teppich herabhing, stand ein zierlicher langgestreckter Bambusrohrsessel, in den sie sich niederließ. Ihrem Winke folgend, setzte ich mich auf einen andern, ihr schräg gegenüber. Halb gegen die Galerie gestützt, blickte ich bald in das Meer von Grün hinab, das die Marmorstufen zu meinen Füßen umfloß, bald auf sie, die wieder, wie ich es gestern gesehen, mit dieser rührend nachlässigen Bewegung die Falten ihres Kleides ordnete, bevor sie das Heft aufschlug. Sie hielt den Blick darauf gesenkt, Minuten vergingen, und sie schien meine Anwesenheit vergessen zu haben. Und wenn mich ihr Gespräch vom ersten Worte an vertraut berührt hatte, so herrschte nun ein Schweigen wie zwi-

schen alten Bekannten, die nicht nötig haben, immerfort zu sprechen, um einander nahe zu sein.
Es waren Noten, deren Reihen ihr schlanker Finger leis gleitend verfolgte. Ihre halbgeöffneten Lippen bewegten sich fast unmerklich, ohne einen Ton des Liedes von Tschaikowski vernehmen zu lassen, dessen eintönig süße Melodie mir dennoch im Ohr lag. Ihre stille hohe Stirn erschien mir durchsichtig geworden. Das Echo der inneren Klänge zog darüber hin mit zarter Andacht und hoffnungsloser Klage, unschuldig stammelnd und betäubend schwül.
Je länger ich sah und lauschte, fühlte ich meine Seele verstrickt in den Tonreihen der rätselvollen, fatalistischen Musik. Einen Augenblick hatte ich eine bestimmte Vorstellung meines Zustandes. Meine erregt spielende Hand hatte auf der Galerie den Zweig der weißen Winde erfaßt, den ich früher über ihre Schulter herabhangen gesehn. Da meinte ich plötzlich in den Notenlinien, in denen sich mein Blick verirrte, ein Gewirr schlanker Zweige zu sehen, und ihre Finger, die darüber hinglitten, hefteten blasse Blüten daran. Die feinen Ranken des Schlinggewächses legten sich um mich her, um all mein Wesen, fester und fester, einschmeichelnd und erstickend. Und ich mochte ihnen nicht wehren. Es tat so wohl, ihre schwächende Umarmung zu fühlen.
Wirklich mußte ich mir, als ich endlich aufstand, einbilden, schwächer und kränker zu sein als seit langem. Es bereitete mir eine seltsame Genugtuung.
Sie hatte sich zuerst erhoben und war nahe an die Galerie getreten, auf die sie die Arme aufstützte. Ihre schmächtige Brust hob sich leise. Es war mehr zu fühlen, als zu sehen, wie sich ihre Gestalt und ihr Wesen dehnte in der steigenden Mittagswärme – wie eine Treibhauspflanze. Sie blickte hinüber in das Funkeln des Wassers und das Flimmern der Luft, ohne daß der harte Glanz ihre weitgeöffneten Augen bewegte. In unveränderter Haltung fragte sie nach einer Weile:
‚Kennen Sie das Lied?'

‚Ich erinnere mich, es früher gehört zu haben', sagte ich und fügte die Frage hinzu:
‚Sie singen es nicht?'
Als ob ich es nicht soeben von ihr gehört.
Sie erwiderte einfach:
‚Nein. Ich mache nur noch ganz stille Musik – wie eben.' – –
Und dies blieb die einzige Andeutung, die ich damals über sie selbst, über ihren Zustand von ihr erhielt. Sie sagte nichts Derartiges mehr, so viele Tage nun auch folgten und so endlos viele Stunden, die ich in ihrer Gesellschaft auf der Terrasse zubrachte, oder drunten zwischen den hohen wild ausgewachsenen Bosketts und den grauen Marmorbildern oder auf dem See, unter jenem Laubgewölbe, wo ich zuerst mit ihr zusammengetroffen. Wir schritten langsam dahin und blickten, in langen Pausen stehenbleibend, auf einen gemeinsamen fernen Punkt, den wir kaum sahen. Und obwohl der Raum, in dem wir uns bewegten, im Grunde nur klein war, so war es doch nicht anders, als wandelten wir, Seite an Seite in unendliche Weiten fort. Ich hatte das Gefühl für Raum und Zeit eingebüßt in dem namenlosen Zauber ihrer Gegenwart. Ich kannte nur das Licht und den Duft und die stille Schönheit, sehnsüchtig, so zu werden wie sie.
Denn ich nahm, so wunderlich es klingen mag, kaum wahr, daß sie den alltäglichen Lebensbedingungen gefolgt wäre. In ihrer Nähe, unter ihren Händen, die mit lässigem Schmeicheln darüber hinstreiften, schien sich alles zu entkörpern.
Wie oft saß ich ihr im hohen weiten Speisezimmer gegenüber und sah ihr Bild, das mir im luftigen Rahmen eines geöffneten Fensters erschien, vom sonnigen Blättergrün und Himmelsblau zart abgehoben. Ein Teil der Wände war mit glatter heller Fayencemalerei belegt, über die an verschiedenen Stellen wieder ein mattfarbiger Gobelin ungezwungen herniederfiel. Auf schlanken Säulen lehnten sich Schäferinnen aus Meißner Porzellan kokett gegen diesen ernsten Grund. Auf dem Tische standen

silberne Vasen und fremdartige Muscheln, gefüllt mit ausgewählten Blumen, deren Farben mit denen der dazwischen aufgebauten Früchte, ja mit denen der aufgetragenen Speisen zusammengestimmt waren.
Formen, Farben und Düfte, alles was sie umgab, hauchte wie mit *einem* Atem eine Schönheit aus, von der sie mehr als von Speise und Trank unterhalten schien.
Und wenn mir diese Schönheit und ihr ganzes Walten unweltlich und traumhaft deuchte, so konnte es doch nicht den Grund haben, daß sie sich vor mir in Szene setzte. Ganz im Gegenteil blieb sie oft genug unachtsam für meine Anwesenheit.
Einmal sah ich sie den Diener, der alle Einkäufe besorgen mochte, mit Geld versehen. Aus einem unverschlossenen Schränkchen nahm sie eine zierliche stählerne Schatulle. Während sie die Hand, die hineingegriffen, wieder herauszog, klirrte ein goldener Strahl zurück. Das Gold rieselte durch ihre weißen Finger zurück über den blaugrauen Stahl. Das war kein Geld – es war eine Farbensinfonie wie alles andere. Es ließ mich noch einmal empfinden, wie seltsam sie losgelöst war von der Welt, von den Werten und Beziehungen, die in ihr gelten.
Wußte ich doch so wenig wie am ersten Tage, wer sie sei und woher sie gekommen. Sie hatte mir erlaubt, sie Lydia zu nennen. Ich hörte sie alle Sprachen mit gleichmäßiger Ruhe und Sorglosigkeit sprechen. Ihr Deutsch hatte zuweilen einen slawischen, leis klagenden Akzent, doch kamen dann auch süddeutsche Laute dazwischen. Mit den beiden alten Leuten, dem Diener und seiner Frau, verständigte sie sich in einem mir fremden Idiom.
Aus alle dem vermochte ich nichts zu entnehmen, und niemals hätte ich eine Frage tun mögen, sowenig wie ich je ihre Lippen sich zu einer Frage über mich und meine Vergangenheit öffnen gesehen.
In ein vages, halb ausgesprochenes Verhältnis zu etwas, das ich schon früher geschaut und erlebt, vermochte ich sie nur bei einer Gelegenheit zu setzen.
Wenn wir an feuchten Tagen auf der Terrasse saßen: –

es regnete nicht, doch die Luft rieselte weiß und flockig. Wie eine ganz leichte Watte hüllte die warme Feuchtigkeit alles, das Seeufer, die Büsche und Baumstämme, den Marmor und uns selbst ein. Über dem hohen Kragen ihres weichen gelblichen Kaschmirkleides nahm dann die Haut ihres Halses und Gesichtes einen matten Ton von Elfenbein an. Von oben sickerte, da es gegen Mittag ging, ein trauriges glanzloses Licht, langsam liebkosend über ihr Haar. Und ihr graublondes, fast farbloses Haar, dem eine glänzende Sonne keinen Widerschein entlockte, vereinigte diese schüchternen matten Strahlen zu einem leisen Schimmer, der nun von ihr auszufließen schien über alles, was sie umgab.

Wenn ich sie so sah, kam mir halb unbewußt die Erinnerung an jenes Madonnenbild zu Florenz, in dessen leidenden Reiz ich mich einst versenkt.

Doch so wenig wie von jener Heiligen wußte ich von ihr – vielleicht noch weniger. Nur eines wußte ich: sie starb.

Nach solchen bedeckten Tagen fand ich sie kränker als vorher. In ihrem durchsichtig blassen Gesicht brannten die zu roten Lippen. Ihr ganzes Wesen war wie ausgelöscht, daß die Umrisse ihrer Gestalt mir vor den Augen verschwammen.

Dann erfaßte mich eine entsetzliche Angst, sie möchte so entschwinden, sie, die schon jetzt von der Welt nicht mehr gesehen ward, möchte dorthin gehen, wo auch ich sie nicht mehr finden würde. Sie hatte sich hierher zurückgezogen, in einen künstlichen unweltlichen Kreis, für den die Verhältnisse des Lebens der andern nicht mehr galten und dessen Grenzen bereits in die ewige Leere hinüberflossen. Ihr Dasein berührte sich schon hier, wo man langsamer oder schneller, ohne das Bewußtsein der Zeit lebte, mit der Unendlichkeit. Wie nun, wenn sie verklang wie ein einmal vernommener Ton von drüben und mich zurückließ in der Endlichkeit, aus der ich ohne sie keinen Ausweg finden würde. Ich ahnte zum voraus meine namenlose Verlassenheit. Ich mußte ihr folgen, es war unmög-

lich, ihr nicht zu folgen. Ich war krank und sterbend gleich ihr. Ich *wollte* es sein.
Jeder Wechsel ihres Zustandes warf mich in die qualvollste Unruhe, in widerstreitende Hoffnungen und Ängste. Ich kannte den schrecklichen Augenblick, wenn sie sich plötzlich im Sessel hoch aufrichtete, wenn ihre zerbrechlichen Schultern sich an den steilen Lehnen emporrangen und ihre Hände die Armpolster umkrampften. Ihre Augen waren übermäßig weit geöffnet und durchscheinend, Augen, die von der Welt nichts mehr sahen.
Ich fühlte, daß ich nicht mehr da war für sie, während sie sich erhob und tastend, mit dem Schritt einer Nachtwandlerin, fortging. Und doch war es vielleicht die feine, rührende Koketterie ihres Leidens, die mich solche Anfälle und das Elend und die Häßlichkeit des Sterbens nicht sehen lassen wollte. Die Schönheit sollte auch noch das Letzte besiegen.
Mich aber trieb, während ich sie so sich weiter und weiter entfernen fühlte, eine verzweifelte Sehnsucht, mich auf der Stelle, wo sie noch eben gestanden, niederzuwerfen, als vermöchte ich so, ihren Tod einzuholen und mich mit ihm zu vereinigen.
Und dennoch erwartete ich mit einer phantastischen, halb unsinnigen Hoffnung ihre Wiederkehr und zitterte in den Schauern einer Erlösung, wenn ich sie endlich erscheinen sah, den Gang noch schleppend und mühsam, doch mit gewöhnlichem Ausdruck, nur auf den blassen Wangen zwei hohe dunkelrote Flecken.
Es folgten dann oft viele Tage, in denen ich sie wenig sah. Einsam irrte ich durch Haus und Tal, mit einer unergründlichen Leere im Innern, die mich angstvoll immer vorwärts trieb. Nur ganz im Grunde, wo das Bewußtsein fehlte, fühlte ich etwas, das da war und wartete. Es wartete, daß alles erfüllt sei und mußte mir's alsbald sagen. Es war nicht möglich, daß ich sie auch nur um eine einzige Sekunde überlebte. Lebte ich doch nur von ihrer Seele und ganz in den Rätseln ihres Wesens eingeschlossen, die für mich keine waren. Ich kannte sie ganz, weil

ich mit ihr eins war. Wie hätten die getrennten Körper in der letzten Stunde unsere Vereinigung lösen können.

An einem gewitterschwülen Tage war ich lange am Seeufer hingegangen, unter den tief an den Bergen herniederhangenden Wolken. Gegen Abend erst kehrte ich ins Haus zurück, um auch hier keine Ruhe zu finden. Eine innere Macht trieb mich auf, sobald ich mich niedergelassen, und ließ mich über die Teppiche, die meinen müden Schritt hinderten, aus einem Zimmer ins andere irren. Vom Speisesaal gelangte ich in einen großen Wohnraum, in dessen Mitte, von den Statuen der Meister umringt, der Flügel stand, auf dem ich stets einen ihrer Gesänge aufgeschlagen fand, von denen sie keinen sang. Ohne Absicht näherte ich mich seitwärts einem dunklen Vorhange, den ich bisher kaum beachtet. Als ich ihn zurückgeschlagen, blickte ich durch eine leicht angelehnte, niedrige Tür in ein kleines Kabinett, das zur Hauskapelle eingerichtet war. Es lag in tiefer Dämmerung. An die Bergwand grenzend, an die sich das Haus fast unmittelbar lehnte, erhielt der Raum von dem einzigen, gotisch spitzen Fenster fast kein Tageslicht. Die geringe Beleuchtung kam vom getäfelten Plafond, wo durch eine kleine Öffnung ein grünlicher Schein einfiel. An einer Wand, die mit weißer Seide bespannt war, stand ein altes geschnitztes Kirchengestühl. Mein Blick ward festgehalten von der lebensgroßen, in Elfenbein gebildeten Gestalt des gekreuzigten Christus, die inmitten zweier silbernen Kandelaber auf der Höhe eines schmalen Altars, vor dem Hintergrunde einer schwer herabwallenden Silberstickerei geheimnisvoll schimmerte.

Erst nachdem meine Augen sich an die schwache Beleuchtung gewöhnt, nahm ich zu Füßen des Altars einen niedrigen, schwarzbekleideten Betschemel wahr. Und etwas, was ich solange für einen matten Widerschein des Lichtes gehalten, unterschied ich dann als eine weiße Gestalt.

Sie war ganz zusammengesunken, hingeworfen fast wie

eine leblose Sache, über die niedrigen Stufen. Das weite helle Gewand ließ mich keine Formen erkennen, und von ihrem Haupte, das über den Rand des Pultes hinübergeschoben, auf ihren herabhangenden Armen zu ruhen schien, sah ich nur das Nackenhaar im leisen grünlichen Schimmer hin und wieder erzittern. Es war das einzige Zeichen von Leben.

Doch plötzlich begann sie tonlose langsame Worte zu flüstern, die ich nicht verstand. Wenige Augenblicke, dann blieb aufs neue alles still, eine lange Weile.

Und auf einmal wieder – sie flüsterte, doch rascher, heftiger, durch schwere Atemzüge unterbrochen, als wolle sie ihre Bitte erzwingen.

Bat sie um Leben oder Tod? Ich stand mit angehaltenem Atem, mit jeder Fiber zitternd, alle Muskeln gelöst, und ich hätte kraftlos hinsinken müssen, wenn nicht das Etwas gewesen wäre, das in mir war und wartete und das mir sogleich, in einer Sekunde, verkünden mußte, es sei erfüllt, um was ich in ihrer Seele, mit ihr flehte.

Und dann geschah, was ich fürchtete und hoffte. Mit einem langen matten Stöhnen erhob sie den Kopf und streckte, mit langsamer, steifer Gebärde, die Arme dem Christusbilde entgegen, dessen mattgelber Ton derselbe war wie der dieser Arme. Wie sie aus den zurückgefallenen Ärmeln emporragten, erschrak ich über ihre krankhafte Magerkeit, die dennoch ihre vollendete Form nicht zerstören konnte. Ruckweise, mit einer nervösen Kraft, die niemand der zerbrechlichen Gestalt zugetraut hätte, folgte dann der Körper der sehnsüchtigen Bewegung der Arme. Er stieg empor; unter den Falten des Gewandes meinte ich den überschlanken Leib sich fortwährend dehnen und wachsen zu sehen. Ihr Haupt befand sich in der Höhe der Füße dessen, zu dem sie sich aufrichtete, und ihre Lippen glitten über diese gekreuzten Füße hin. Aber sie erhob sich weiter. Sie kniete nicht mehr, es war kein Muskelspiel, sie schien zu schweben, und ihr Kopf, gewaltsam in den Nacken geworfen, war nach dem Haupte des Erlösers gerichtet. Dorthin trachtete, mit einer einzi-

gen Gewalt, all ihr Wesen. Es war, als wollte sie ihm ein Wort dicht ins Angesicht sagen. Aber er hörte es nicht, und sie blieb stumm unter der schmerzlichen Majestät seines Blickes. Noch eine übermenschliche Anstrengung – ihre Arme stießen zur Seite, wie im Krampf, daß ich die Gelenke krachen hörte. Einer von ihnen traf den Kandelaber, daß er klirrte.

Ich weiß nicht, ob er umfiel. Ich sah nur noch, wie die unmenschliche Spannung ihrer Glieder erschlaffte, wie ihr Körper weich und schwer, als sei mit einem einzigen Hauche all sein Wille ausgeblasen, zurückfiel. Und aus der gleichen unbegreiflichen Höhe, in die meine Seele mit der ihren getragen war, sank ich selbst, ohne Widerstreben, fatalistisch wie sie der Verkündigung des Endes gehorchend, ins Leere. –

In der Nacht, es mochte gegen Morgen sein, erwachte ich einmal. Erst war alles stumm und dumpf in mir, doch dann arbeitete sich etwas aus mir heraus, das zu toben begann. Es brauste rings um mich her, und plötzlich klang es in das verworrene Lärmen hinein wie das klirrende Aufstoßen von Silber. Darauf schien sich allmählich ein Licht zu verbreiten, ein ungewisser Schein, in dem ich endlich den Rahmen eines Fensters unterschied. Sie stand davor, die weiße Gestalt erhob sich dort langsam gegen das Fensterkreuz, und hinaus. Sie schwebte hinaus. Einen Augenblick stand sie draußen mit geschlossenen Füßen in der Luft, dann entschwebte sie weiter, auf den rankenden Zweigen der weißen Winde, die ihre geschlossenen Füße nicht berührten, weiter und weiter, in dem Scheine, den sie nach sich zog. Hinter ihr schloß sich die Dunkelheit, in der sie mich zurückließ. Ich wollte schreien: ‚Hilf mir! Ich auch!' Aber ich sank in Bewußtlosigkeit zurück.

Jede Nacht war es dasselbe, ich weiß nicht wie viele Nächte. Ich erwachte, und meine Augen fanden langsam die Helligkeit, weißgrünlich, und die schwebende Gestalt. Mein Blut toste und wälzte in meinem Hirn Gedichte von unmenschlicher, zum Fluge verlangender und an den Bo-

den gebannter Sehnsucht – Fiebergedichte, die keine menschlichen Worte hatten.
Eines Morgens endlich begann ich wieder zu sehen, durch einen Schleier, mit noch dumpfen Sinnen, doch waren es wieder die Dinge dieser Welt.
Die Dämmerung lichtete sich. In einem Winkel des Zimmers, von dem Tische, an dem sie gesessen, erhob sich die helle Gestalt. Sie trug zwei silberne Leuchter zum Kamin, auf dessen Marmorplatte sie leise niederklirrten. Als sie die Kerzen gelöscht, ging sie mit ihrem schwebenden Schritt ans Fenster, das sie öffnete, um die herbstlich frische Morgenluft hereinzulassen.
Um ihr mit dem Blick folgen zu können, wandte ich den Kopf. Sie hatte meine Bewegung gehört und richtete die Augen auf mich. Und während unsere Augen sich trafen und lange, lange ineinander vertieft blieben, erfuhr ich, daß nun endlich, dennoch, die Trennung unserer Körper besiegt sei, daß sie nun ganz mein Traum geworden und ich der ihre, und daß wir nun ohne Furcht und sicheren Schrittes miteinander in die Unendlichkeit wandelten.
Sie trat an mein Bett und reichte mir ihre Hand, durch die das Licht hindurchschimmerte. Ich sah es mit freudigem Herzklopfen und neigte mich über diese Hand, die meine tastenden Lippen kaum fühlten. Und in ihrem Gesicht, so schien es mir, war nichts mehr als die Augen, große fremde und vertraute Sterne einer andern Welt, die ich nun nicht mehr losließ.
Sie neigte sich über mich und sagte mit einer Stimme, die nur noch ein Hauch war:
‚Du sollst nun ganz stille bleiben.'
Aber ich wußte mir kein Wort, das ich ihr noch zu sagen nötig gehabt hätte.
Nach einer langen Weile, als ich schwieg, tat sie selbst eine Frage:
‚Du fühlst dich sehr schwach?'
‚Du warst immer bei mir?' fragte ich und beachtete so wenig dieses erste ‚Du', das ich aussprach, wie das, welches sie mir gegeben.

Sie nickte. Ich begann wieder:
‚Du hast alles gehört, was ich gesprochen habe, all diese Nächte?'
‚Nichts. Aber ich weiß alles. Sei stille.'
Ich war still, und es blieb ganz still und trostreich in mir alle die Tage, die sie noch an meinem Lager zubrachte, und später, als wir wieder in guten Stunden miteinander auf der Terrasse saßen.
Es war wie früher, nur daß kaum noch gesprochen wurde, weil wir unsere Gedanken kannten; nur daß man seinen Körper kaum noch fühlte. Die Zeit des Wartens war vergangen, wir befanden uns jenseits von Furcht und Hoffnung.

Wir saßen inmitten des Rot und Gelb der fallenden Blätter. Um uns her blühten große Blumen in undenkbaren Farben auf, und ganz drunten, in unwirklich blauen Schleiern, zogen die Ewigkeiten vorüber, die wir mit unbewegten Augen sahen.
Der Herbst ward kühler. Zusammenschauernd sagte ich zu meiner bleichen Gefährtin:
‚Wir werden fortgehen. Was sollen wir in einer sterbenden Welt?'
Sie antwortete:
‚Bleibe noch eine Zeit. Dann wirst du mir folgen.'
‚Dir folgen? Aber was kann uns denn trennen?'
‚Nichts. Nur mußt du einen Augenblick von mir gehen, bevor das Letzte, Häßliche mit mir geschieht, in der Zeitlichkeit.'
‚Ich soll von dir gehen!'
‚Nur für die Minute, da ich dir vorausgehe. Und dann wirst du mich überall wiederfinden. Nur das Letzte, wie könntest du das sehen wollen. Wir glauben nur, wenn wir nicht sehen.'
Dann fügte sie noch hinzu:
‚Du wirst erfahren, wenn der Augenblick bevorsteht.' –
Und wieder ein anderer Tag, da war dieser Augenblick gekommen, für dessen Dauer ich sie verlassen sollte.

Als ich, von einem Morgengange zurückkehrend, langsam zur Villa hinanstieg, sah ich schon von weitem, durch das gelichtete Laub hindurch, ihre weiße Gestalt auf der Höhe der Terrasse undeutlich schimmern, wie ein Phantom, das mir nun sofort aus den Augen entschwinden sollte, das fühlte ich. Sie ging nie mehr an den See hinunter, und selten betrat sie noch die Terrasse. Nun hatte ein blauer Herbsttag die letzte Sonnenwärme gebracht. Und wie ich, mich nähernd, ihre Gestalt, die in ihrer hinfälligen Anmut kaum noch etwas Körperliches hatte, gegen die Säule gelehnt sah, mit den verwischten Zügen ihres Antlitzes, in dem nur die Augen ein eigenes, von dem des Körpers unabhängiges Leben führten, sagte mir eine grundlose, unwiderlegliche Ahnung, daß sie mich erwarte und daß sie in der nächsten Minute die Entscheidung sprechen werde.

Sie winkte mir nicht und blieb ohne Bewegung, bis ich, um Zeit zu gewinnen, unwillkürlich langsameren Schrittes dicht vor sie hingetreten war.

Ganz ruhig, ohne Trauer und ohne die Betonung von etwas Außerordentlichem sagte sie:

‚Es ist das letzte Mal, daß ich hier draußen bin. Die Zeit ist um.‘

Einen einzigen Augenblick begehrte ich dennoch auf.

‚Ich soll dich verlassen!‘ rief ich, daß es brutal laut in eine Geisterstille hineinklang.

Aber sie legte nur beschwichtigend den Finger auf die Lippen, und ihre Gebärde verschloß in mir den Spalt, aus dem Frage und Zweifel aufsteigen gewollt. Ich wußte wieder, daß alles geschehen müsse, wie sie es längst vorausgesagt.

Sie hatte einen Schritt zur Seite getan, hinter ihr erschien der Diener, mit meinem Gepäck beladen, in der Tür.

Der Mann war schon ein Stück die Terrasse hinab. Wir standen noch immer. Dann reichte sie mir die Hand und sagte:

‚Auf Wiedersehen.‘

Ich wiederholte die beiden Worte, und es blieben die einzigen, die wir sprachen.
Dann wandte ich mich und ging.
Im Gehen fühlte ich nichts anderes als in meiner brennenden Hand einen kühlen Hauch an der Stelle, wo eben noch die ihre gelegen.
Auf halbem Wege blickte ich zurück, um droben, zwischen den Zweigen, ein flackerndes weißes Licht zu sehen, das im Verlöschen war. Als ich drunten angelangt, mich noch einmal umwandte, fand ich es nicht mehr.

Wie soll ich nun erzählen, auf welche Weise ich sie vergessen habe?
Denn seltsamer als alles andere ist, daß ich sie vergaß, und dennoch so natürlich.
Kaum daß ich sie verlassen, und schon begannen die Linien ihrer Gestalt, die meine Sinne kaum je recht erfaßt, sich in meinem Gedächtnis zu verwischen.
Wenn ich des Nachts erwachte, fand ich vor meinen geschlossenen Lidern einen stillen verschleierten Glanz, den Widerschein eines fernen Sternes, ihres Auges.
Der Glanz ward undeutlicher, aber ich behielt in der Seele den Widerschein des wunderbaren Sternes, in dem ich einmal gelebt.
Er blieb immer, wenn auch die nach jenem Sterne zurückverlangende Seele besiegt wurde von dem Körper, der gesundete und stärker ward als je. Das Leben tat an mir seine Arbeit und, noch mehr, stellte mir die Arbeit, die ich zu tun hatte. Ich kehrte heim und erarbeitete mir ein bürgerliches Glück.
Aus dem Augenblicke, den unsere Trennung währen sollte, ist ein langer Zeitraum geworden. Ob sie mich heute wiedererkennen würde? Ich habe sie überlebt, und ich weiß nicht, wie es geschah, aber heute erinnere ich mich ihrer kaum wie eines Menschen.
Und doch habe ich keines Menschen Seele nähergestanden als der ihren. Ich wußte, solange ich bei ihr weilte,

nichts von ihr und habe doch nie wieder jede Regung eines andern Wesens so miterlebt und dies ganze rätselvolle Wesen zu dem meinen gemacht wie damals.
Denn das Unbegreifliche war Leben geworden, und man atmete in lauter Rätseln, die keine waren, weil keine noch so leise Frage sie verriet.
Man hatte das Wunderbare ganz erfaßt, weil man den Begriff des Wunderbaren ganz verloren hatte.
Sprach sie nicht das Wort, daß man nur glaubte, wenn man nicht sah?
Ich habe nicht nur sie überlebt, sondern auch das Wunderbare, dessen unweltlicher Schein einmal auf mich fiel und dessen man später, auch wenn man es erlebt hat, nur wie an etwas Unwirkliches denkt.
Das Wunderbare! Zuweilen hege ich Zweifel, aber dann meine ich doch wieder, es sei besser, ein einziges Mal von seinem vollen mystischen Schein getroffen zu sein, als die andere Art, wie ihr andern den gemeinsamen Idealen unserer Jugend näher zu kommen sucht. Ihr ringt und hastet, und hier und da erhascht ihr einen Fetzen des Ideals, der euren prüfenden Händen gleich wieder entfliegt, ohne daß ihr je dahin gelangtet, ganz zu können, ganz zu verstehen oder ganz zu vergessen."
Das letzte hatte Rohde, am offenen Fenster stehengeblieben, mit dem Blick in die dunkle Leere gesprochen. Nun wandte er sich, um bei mir eine Bestätigung seiner Schlußworte zu suchen. Und ich begriff die ganze Wahrheit seiner Erzählung, als ich in diesem energischen Gesicht eines arbeitsamen Mannes die Augen sah, die für die Minute noch einmal so geworden waren, wie ich sie manchmal in seinem Knabengesichte gesehen, Augen eines begeisterten Mystikers.
Und ohne seiner Erzählung nachzugrübeln, dachte ich nur, daß er, der sie erlebt, ein glücklicher Sterblicher sei.

I

Am Sonnabend mittag hatte Frau Heßling es immer noch nicht ihrem Manne beigebracht, daß Gretchen sich am Sonntag verloben sollte. Beim Essen war Diederich endlich guter Laune; von dem Aal, den er allein aß, warf er Gretchen ein Stück über den Tisch zu. Aber der Aal war groß und fett gewesen; im Mittagsschlaf ächzte Heßling, und nach dem Erwachen verlangte er massiert zu werden. Seine Gattin wisperte Gretchen zu:

„Nu könn' mer 'n wieder dein' Hut und Gürtel nich abluxen. Aber Geld muß her." Und sie gab der Tochter einen nützlichen Wink.

Herr Heßling wartete schon in wollenem Hemd und Unterhosen zwischen den Sofakissen. Er überlieferte seinen blonden Bauch der Gattin zur Bearbeitung mit den Handrücken. Angstbeklemmt blinzelte er, indes sie hackte, den drei Figuren in zwei Drittel Lebensgröße und in Bronze zu, die von der Erkerstufe mit erhabener Heiterkeit auf ihn und seine Not herabsahen: Kaiser, Kaiserin und Trompeter von Säckingen. Und während Frau Heßling sich nach allen übrigen Seiten um ihren Mann verbreitete und ihn laut tröstete, kroch Gretchen zur Tür herein, auf den Knien in ihrem weißen Kleid, umsichtig den langen Hals vorgestreckt und mit Furcht und Hohn in ihren bleichsüchtigen Augen: kroch geräuschlos zum Stuhl mit Papas Hose und griff hinein.

Es hatte ein bißchen geklimpert; ihre Mutter sagte um so kräftiger:

„Nu haste's gleiche hinter dir, und morgen wollten mer nach Goschelroda machen, daß du's weißt. Der Herr Assessor Klotzsche geht auch mit, und dich kost es nischt,

Alter. Ich hab' noch so viel vom Haushaltungsgeld, daß es langt."
Heßling brummte; aber die Massage hatte ihn erweicht. Abends am Stammtisch stand er für Deutschlands Weltmacht so sehr in Flammen, daß er zahlte, ohne den Inhalt seines Geldsacks zu beachten; und was an Gretchen neu war, entging ihm Sonntag, wie immer. Er bekundete nur den festen Willen, nicht durch den Wald zu gehen.
„Da kommt man zwei Stunden zu kei'm Wirtshaus nich."
Assessor Klotzsche gab ihm recht, und man beschritt die Landstraße: Gretchen voran mit Klotzsche. Er sah beifällig den Himmel an; sein hinterer Scheitel rutschte dabei in den Kragen.
„T-hadelloser T-hach. Aber gar nicht ganz unheiß."
„Papa hat seinen Rock ausgezogen", sagte Gretchen; und mit Senkblick: „Wollen Sie es nicht auch?"
Aber Klotzsche lehnte ab. Er als Leutnant der Reserve kannte Schlimmeres; – und er fing vom Manöver an. Er sprach sachlich und lange; das erste Haus von Gäbbelchen sah schon aus den Bäumen; Gretchen seufzte. Frau Heßling hatte alles überwacht; plötzlich gab sie einen Schrei von sich. Ein Tier! Ein Tier war in ihrer Bluse.
„Ä gräßliches Krabbeltier. Nu is es schon hier ... Ne, Männe, aus 'm Halse kriegste's nich mehr raus, du drückst mir bloß die Luft ab ... Nicht anstellen: Das sagst du wohl. Wenn es doch aber beißt! Wir haben nun mal andere Nerven als wie ihr. Für so was hat ein Mann aber auch gar kein Verständnis, nicht, Herr Assessor?"
Klotzsche beeilte sich, das seine zu bekunden. Er wollte sogar einen Haken öffnen. Frau Heßling entzog sich ihm.
„Einer nützt nichts; es sitzt zu tief. Da hilft bloß: alles aufmachen. Gehen Sie man 'n Stückchen weiter mit Gretchen, Herr Assessor. Bei so was kann ich doch wohl bloß mein' Mann gebrauchen."
Und sie blinzelte Diederich mit unzüchtiger Schalkhaftigkeit an. Der Assessor war errötet; Gretchen hielt den Kopf gesenkt. Sie gingen.

Klotzsche machte unsicher eine Bemerkung über fatale Lebewesen. Sonst aber sei er sehr für die frische freie Natur, besonders für Segelsport ... Gretchen seufzte schon wieder. Er brach ab und fragte, ob auch sie die Natur liebe. Ja? Und was sie denn vorziehe: die Berge? Die kleinen Lämmer?

„Grünen Salat", sagte Gretchen, halb im Traum. Sie sah selber grünlich aus und fiel vor Bleichsucht fast in Ohnmacht: wie es ihr immer geschah, wenn sie sich sehr langweilte; beim Strümpfestopfen oder in der Kirche.

„Grünen Salat?"

Ja. Denn Gretchen hatte am Morgen von ihrem Wochengeld sofort ein halbes Pfund Pralinés gekauft und sie alle aufgegessen; und jetzt träumte sie von Salat mit Pfeffer und Senf.

Klotzsche war von ihrer Antwort überrascht, aber nicht unbefriedigt. Er sah sie an und rückte an seinem Kragen. Gretchen aber, mit tief herabgelassenen Wimpern:

„Was eim die ekelhaften Kiesel die Schuhe ruinieren! So 'ne Sohle is auch heutzutage wie aus Papier."

Sie klagte nicht über die Schmerzen, die ihr die Steine machten; nur über die Kosten! Da entschloß sich Klotzsche.

„Krätchen ..."

„Sophus ..."

Als das Brautpaar Hand in Hand vor ihn hintrat, wie erstaunte der Vater! Frau Heßling lächelte sieghaft; denn daß Männe einem Reserveleutnant Krach machen werde, war nicht zu fürchten: dafür ging Männe mit einem zu schlechten Gewissen durchs Leben, weil er nicht wenigstens Unteroffizier war.

II

Wie Klotzsche zur Verlobungsfeier kam, hörte Gretchen ihn vor seinen Freunden ächzen, wie elend ihm noch sei; und dann flüsterten sie: vermutlich Unpassendes. Gretchens Herz klopfte. Bei Tisch spürte sie Anspielungen in

jedem Wort. Klotzsche blieb schweigsam. Nur in ein Gespräch des Pastors Zillich griff er ein und erklärte, er glaube an die Auferstehung des Fleisches: mit rauher Katerstimme und so stolz, als hätte er sich gerühmt, er verdaue zwanzig Portionen Wurst mit Sauerkohl. Alle nickten ihm beifällig zu. Gretchen biß sich auf die Lippe und versteckte ihre Augen.

Dann war sie sehr verwundert, als alles so anständig blieb. Klotzsche saß jeden Tag, wenn es dämmerig ward, bei ihr im Zimmer mit dem Jugendstil und sagte von Zeit zu Zeit:

„Krätchen . . ."

Sie erwiderte jedesmal, in Lauten, die Gefühl in die Länge zog:

„Szaophis . . ."

Aber meistens dachte sie dabei an anderes. Er fragte sie, was sie in der Schule gelernt habe. Sie wagte sich mit ein paar Streichen hervor, die sie an Lehrerinnen verübt hatte; spürte aber in seinem betretenen Lachen, daß ihr Rütteln an den Autoritäten ihn für seine eigene beunruhigte, und hörte davon auf. Dann erzählte er, was sich am Morgen im Gericht begeben hatte. Und dann schwiegen sie, bis zum nächsten „Krätchen" und „Szaophis".

Einmal begann er von der Gnade zu sprechen. Gretchen sei wohl innerlich nicht sehr fromm, das könne er sich schon denken. In ihrem Alter sei er auch nur ein lauer Christ gewesen. Gott sei Dank habe er noch den Anschluß erreicht, und zwar mit Hilfe des Herrn von Haffke, des pensionierten Generals. Man müsse heute wieder fromm sein; wenn man etwas auf sich halte, sei es auf die Dauer gar nicht zu vermeiden. Auch Gretchen werde noch die Gnade erleben: auf welche Art und Weise, könne er allerdings nicht wissen. Das sei auch gleich.

„Wenn wir erst vor Gottes Thron stehen, wird er sagen: Ja, mein Sohn, auf welchem Wege du zur Gnade gekommen bist, das is mir ganz wurscht."

Der Assessor ließ Gott besonders stramm und abgehackt reden. Klotzsches Augen wurden kriegerisch, und er schob

den Schnurrbart höher. Draußen hustete Frau Heßling, bevor sie zum Essen rief. Gretchen seufzte für sich: „Das Gehuste kannste dir sparen."
Sie überlegte:
„Klotzsche ist dreiunddreißig, und Säcke hat er auch untern Augen. Er muß doch was erlebt haben."
Auch erinnerte sie sich, daß eine Frau jetzt ihres Mannes Freundin sein müsse. Klotzsche durfte das keinesfalls alles für sich behalten. „Warte nur, mei Luderchen", dachte Gretchen. Und dann fragte sie ihn, lieblich singend, ob er denn vor ihr noch keine geliebt habe. Klotzsche ward rot und verneinte.
„Das gloob ich dir nich!" sagte Gretchen bestimmt.
„Denn läßtes bleim."
Er runzelte die Stirn, aber Gretchen war nicht zu beirren.
„Heere, Sophus, nu machste mer giedigst nischt vor! Wenn ich deine Frau soll werden, denn muß ich wissen, was is und was nich is."
Aber es war nichts; Klotzsche wußte von nichts; alles war bei ihm gleich bar bezahlt worden, war erledigt, und es gab nichts darüber zu sagen. Gretchen verzog den Mund und rieb mit den Handflächen die Augen.
„Haste am Ende gar ä Kind?"
Er sah ihren Tränen zu, schnaufte, drehte die Daumen und dachte unbestimmt an die Möglichkeit, etwas zu erfinden, das sich beichten ließe. Aber er brachte sich nicht in Bewegung. Frau Heßling hustete schon; Gretchen murmelte:
„Na nu kriegste deine Wurst und dei' Bier."
Obwohl sie selbst neun belegte Brote verschlang, nahm sie Klotzsche seine Eßlust übel.
Nachher saßen alle im altdeutschen Zimmer bei der Gaslampe; ihr Licht glitzerte auf dem Kaiser, der Kaiserin und dem Trompeter von Säckingen. Die Mutter nähte, der Vater teilte aus der Zeitung die Hofnachrichten mit, der Bräutigam und die Braut taten nichts. Gretchen brauchte, solange Klotzsche da war, keine Handarbeit

zu machen. Aber nur der Gedanke, daß sie's nicht brauchte, war erhebend; sonst langweilte man sich eher noch mehr, als wenn man stopfte. Klotzsche saß da, verdaute und sah sie an; und Gretchen verglich unter keuschen Lidern, wieviel seinem Bauch noch fehle, damit er so dick werde wie Papas. Ob auch Papa vor der Ehe nichts erlebt hatte? Er sah nach nichts aus. Und Mama kannte es nicht besser, sie war nicht modern, erkannte Gretchen. Drum ließen sie und Papa, der selbst so war, sie so ruhig mit Klotzsche allein. Na, auf Klotzsche konnten sie es ankommen lassen ... Was hatte Mama eigentlich vom Leben gehabt? Bloß Papa: das war wenig. Mama hatte sich immer viel zuviel gefallen lassen; und nun saß sie da, beinahe alt, und flickte immer noch Papas Hemden. Wenn sie Papa doch wenigstens einmal betrogen hätte! ... Dabei maß Gretchen, voll dunkler Vorsätze, Klotzsches Bauch. Sie wunderte sich oft selbst, wie scharfsichtig und wie kühn sie jetzt war und daß ihr die Erkenntnisse so kamen, als sei sie gar nicht Gretchen Heßling aus der Meisestraße und allen von Kind auf bekannt, sondern ein Wesen ganz für sich, von ganz woanders. Übrigens entstand diese Empfindung und alles, was Gretchen sich dachte, immer nur wie ein schwimmender, ziemlich entfernter Stern in dem Zwielicht ihres blutleeren Gehirns. Unaufhörlich gähnte sie durch die Nase, fühlte sich kalt und überraschte sich manchmal, wie sie schon den drehenden Kreisen in der Luft zusah, die immer kamen, bevor es ihr schwarz vor den Augen ward und sie in Ohnmacht fiel. „Nee, das nu doch nich", dachte sie und raffte sich zusammen.

Dann gingen Papa und Klotzsche glücklich zum Bier; nun wollte sie mit Mama mal alles bereden. Ja was denn? Schließlich fand sie:

„Du, Mama, muß ich Klotzsche später auch die Strümpfe ausbessern, wenn er sie schon angehabt hat? Papa gibt mir seine immer; und wenn ich sage, ich mag sie nicht riechen, sagt er, ich bin gemütlos."

Bei Elsa Baumann fiel ihr mehr ein. Sie verhieß, wenn sie Klotzsche heiraten müsse, werde sie jeden Tag dreimal in Ohnmacht fallen, so öde sei er. Elsa belehrte sie darüber, daß er wohl mit gewissen anderen Damen auch anregend sein könne; bei Gretchen aber wolle er sich zur Ruhe setzen. Das sei immer so.

Im Halbkreis der Logen, in denen sie auf den Veilchenfresser warteten, neigten lauter rosa, weiße, himmelblaue Blusen sich zueinander. Gymnasiasten spähten sehnsüchtig nach ihnen durch Operngläser; aber sie waren bei Wichtigerem.

„Wenn sie sich ausgelebt haben", wußte Elsa, „dann kommen sie zu uns. Für uns bleiben egal die Reste. Wie sollen wir daran genug haben. Ich kann mir ganz gut denken, warum Frau Assessor Bautz verrückt geworden ist. Frau Doktor Harnisch sagt selbst, daß sie es auch noch wird. Denke bloß, in sechs Monaten ist Harnisch einmal zu ihr gekommen! Ist das nicht grauenhaft? Ihre Eltern haben ihr geraten, sie soll sich heimlich einen Geliebten nehmen."

„Grauenhaft!" bestätigte Gretchen. Sie war völlig aufgewacht. Die beiden Mädchen sahen sich mit haßerfüllten Gesichtern an. Aber sie merkten, daß Rechtsanwalt Buck sie beobachtete, und bekamen, ohne sich darum zu bemühen, ihren blütenhaften Ausdruck wieder, den Ausdruck süßen Dahinblühens. Dann ging der Veilchenfresser an.

Nach dem Aktschluß ließ Gretchen sich kaum Zeit, die erst halb zergangenen Pralinés hinunterzuschlucken.

„Dann wollen wir auch unsere Rechte! Dann wollen wir vor der Ehe auch alles dürfen. Nachher, meinetwegen, dann kann das Mopsen losgehen."

„Lieber gleich gar nicht heiraten", sagte Elsa. Aber hier trennten sich die Anschauungen. Gretchen bemerkte für sich: „Nee, meine Gudeste, das sagste bloß, weil du noch kein' hast." Und laut:

„Sieh mal her, was mir Klotzsche für 'n erstklassigen Ring geschenkt hat. Ein Rubin und sieben Perlen. Rot ist die Liebe, hat er sogar gesagt."
Elsa prüfte ihn flüchtig.
„Ja, wenn wir für so was unser Lebensglück wollen verkaufen –"
„Rede doch nicht", meinte Gretchen, „du tust es auch noch."
„Ich: ich gehe nach Berlin und fange ein Verhältnis an."
Trotz Gretchens Lachen blieb sie dabei. Hatte sie nicht das Zeichnen für Modenblätter, das sie in der weiblichen Fortbildungsschule erlernt hatte, wieder aufgegeben, nur weil es gegen ihre Überzeugungen ging? Denn sie war für Reform. Gegen ihre Überzeugungen würde sie niemals handeln.
... „Nu äben", sagte Gretchen endlich. Weil gezischt ward, hatte sie diese Antwort während des ganzen zweiten Aktes zurückhalten müssen.
„Aber wie wir vorige Sessong an der Theatertür auf Herrn Stolzeneck gelauert haben und ich schmiß ihm ein Bukett nach: wo warste da? Da hattste nischt wie Angst."
„Wir waren noch Gören. Seitdem bin ich in Berlin gewesen, und du bist verlobt."
Sie seufzten; und sie riefen die Zeit zurück, als sie gemeinsam Herrn Leon Stolzeneck liebten, ihm aufpaßten, ihm nachschlichen, ihm anonyme Briefe schrieben, worin sie sich über seinen Kritiker entrüsteten. Auch seine Namensunterschrift hatte Gretchen, auf seiner Photographie, die sie kaufte, ihm schickte und postlagernd unter „Sphinx" zurückerbat. Voriges Jahr erst war das gewesen? „Ach Gott, es war doch schön!" Die Photographie hatte sie vor ihrer Verlobung versteckt, sobald ihr etwas ahnte.
„Ich muß sie mal wieder 'raussuchen. Wenn ich sie nu Klotzsche zeige, was er wohl für 'n Gesicht macht."
Sie pruschte aus; eine alte Dame sah sich um, und Gretchen wisperte sittsam:

„Soll ich ihm erzählen, ich hätte mit Herrn Stolzeneck ein Verhältnis gehabt? ... Er ist reizend. O mein Leon!" – halb entrückt und mit verschossenen Augen. „Sieht er heute nicht wieder entzückend aus? Der Veilchenfresser ist doch das Ideal. Und so feine Manieren hat er. Denke dir jetzt mal Klotzsche! Nee, wir müßten von Rechts wegen auch alles dürfen."

„Wir dürfen auch", behauptete Elsa. „Wenn du dem Manne, den du liebst, dich hingegeben hast, dann mußt du nachher einfach vor deinen Verlobten hintreten und zu ihm sprechen: So bin ich nun mal, da ist nischt zu machen, ich habe mich ausgelebt und bin mir treu geblieben. Nun müssen Sie tun, mein Herr, was Sie nicht lassen können."

Gretchens Herz klopfte vor dieser wilden Aussicht.

„Glaubste denn wirklich?" fragte sie, und sie lachte, wie über ein Märchen, worin alles gar zu glatt ging. Aber schließlich, mit Klotzsche? Schlimm war er nicht.

Sie traten auf den Gang hinaus. Lauter Jugend segelte reihenweise darin umher, kicherte, tat höhnisch und schämte sich voreinander. Gretchen blieb versonnen.

„Neulich hab' ich Mama zu Papa sagen hören, daß Frau Staatsanwalt Fritzsche ein Verhältnis mit Herrn Stolzeneck hat. Glaubst du es?"

„Warum nicht, wenn er doch mit Frau Wendegast was gehabt hat."

„Ich glaube eher, daß Mama es bloß gesagt hat, weil die Fritzsche einen neuen Hut gekriegt hat und Mama nicht."

Beim Büfett mußten sie sich durchschlängeln und flüstern. Sie tranken Himbeerlimonade und aßen Baisers.

„Und beim Theater", sagte Elsa, „soll es keine geben, die er nicht schon – du verstehst."

„Die gemeenen Luder", zischte Gretchen, erbittert von Eifersucht. Sollten denn alle durch Herrn Stolzeneck glücklich werden, und nur sie nicht? Sie tat entschiedenere Schritte. Da bog Klotzsche in den Gang – und blütenhaft träumte Gretchen ihm entgegen.

IV

Am Morgen mußte Gretchen von Frau Heßling aus dem Bett geholt werden. Noch im Hemd lief sie an den Briefkasten.

„Was haste denn? Was soll denn drinne sein?"

Gretchen wußte es selbst nicht. Sie rekelte sich lange beim Kaffee und dem verstohlenen Roman. Vom Lampenputzen weg flatterte sie mit Petroleumhänden in die Küche und wollte wissen, was es zu essen gäbe. Bloß deutsches Beafsteak und Blumenkohl? Gretchen hatte etwas ganz Merkwürdiges erwartet.

Wie sie endlich ausgehen durfte, fühlte sie plötzlich ihr Herz im Hals schlagen; sie mußte Luft schöpfen, bevor sie sich durch die Haustür wagte. Was konnte heute alles passieren.

In den Läden vergaß sie die Hälfte, machte alle Wege doppelt – und da war die Uhr eins, und Gretchen fand sich wahrhaftig beim Theater, wo soeben die Probe aus war. Herr Stolzeneck kam die Treppe herunter; er hatte schon seinen Pelzkragen um; und er lachte laut mit der Roché und der Poppy. Die Roché klopfte ihn auf den Arm. Gretchen aber ging grade auf ihn zu, lächelte und nickte ein wenig. Wie sie vorüber war, fühlte sie ihr Gesicht noch immer schmerzhaft verrenkt von dem Lächeln und war nicht erstaunt, daß die beiden Damen lachten. Sie keuchten wild und gedämpft, als hielten sie sich die Hände vor den Mund. Gretchen dachte, auch das sei nun gleich, und schlich weiter. Da hörte sie hinter sich seinen Schritt. Ihre wurden auf einmal doppelt so lang. Sie flüchtete in die Anlagen, erstürmte den Stadtwall, hatte den Mund offen und entsetzte Leere in den Augen. Herr Wilmar Bautz, Cooksbautz, spazierte daher; und anstatt seinen schwunghaften Gruß zu erwidern, starrte sie ihm hilfeflehend ins Gesicht. Des Schauspielers Schritt hörte sich näher an, noch näher. Da zuckte sie mit beiden Schultern, denn er hatte gerufen: halblaut hatte er „Fräulein" gerufen. Es war grade wie früher,

wenn Gretchen aus haltloser Albernheit und aus Sensationsbedürfnis einem Lehrer eine lange Nase gedreht hatte, und plötzlich sah sie sich vor der schaurigen Tatsache, daß er's ernst nahm und daß die Folgen kamen.
Wohin nun? Nur der kleine abschüssige Pfad konnte Gretchen noch retten, und an seinem Ende, über dem Stadtgraben mit den Schwänen, das Bedürfnishäuschen. Ließ sich's ungesehen um die Ecke wischen? ... Nein: auch auf den Pfad ohne Ausweg folgte er ihr. Sie war verloren. Nichts mehr als das Häuschen und die Schwäne dort unten, die es kühl und gut hatten. Zu den Schwänen oder in das Häuschen. Gretchen tat den letzten Schritt zum Häuschen.
Aber Herr Stolzeneck sagte: „Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen."
Gretchen fuhr herum, machte „Huch", und vor Verzweiflung lachte sie. Solche grausame Überlegenheit hatte sie noch auf keinem Gesicht gesehen. Seine Lippen arbeiteten, nun er doch gar nicht mehr sprach, mit einer Gelenkigkeit über seinen ruhigen weißen Zähnen, daß ihr schwindlig ward.
Er hob ein wenig den Zylinder und kehrte einfach mit ihr um.
„Wahrscheinlich" – und er wartete verheißungsvoll, beugte sich seitwärts über sie und machte so viele Gesten, daß sie die Augen schließen mußte –, „wahrscheinlich fühlten Fräulein sich dorthin gezogen, weil Ihr Herr Vater es angelegt hat? Hab' ich recht, Fräulein Heßling?"
Gretchen öffnete die Augen. Daß er sie kannte, machte die Lage etwas gesetzlicher, eine Spur weniger fragwürdig.
„Ja", sagte sie, nicht ohne Stolz, „Papa hat sie alle angelegt. Er hat es im Magistrat durchgesetzt, wissen Sie, und dann hat er auch gleich selbst den Auftrag gekriegt. Papa versteht es" – und Gretchen nickte wichtig.
„Und obendrein hat er solch reizende Tochter, das ist fast zuviel für einen Menschen."

„Das sagen Sie wohl sicher nur so", meinte Gretchen, nahezu übermütig. Sie ward auf einmal fortbewegt wie von Flügeln. Was noch kommen wollte: nichts konnte sie mehr verblüffen.
„Mein heiliger Ernst, da können Sie ruhig Gift drauf nehmen", sagte Herr Stolzeneck; und Gretchen, den Kopf auf der Schulter, mit Augenaufschlag:
„Wer's glaubt."
„Sie sind mir doch schon längst aufgefallen. Sie sind doch das kleine Fräulein, das mir neulich in der Gäbbelchenstraße aus dem Fenster zunickte und das Wischtuch fallen ließ."
Gretchen biß sich auf die Lippen.
„Ach nein, ich wohne in der Meisestraße."
Aber er sagte unbefangen und bestrickend:
„Nun Gäbbelchen- oder Meisestraße, auf jeden Fall meine ich Sie, da können Zweifel überhaupt nicht Platz greifen."
Und Gretchen lachte ihn, eine Träne in den Wimpern, dankbewegt an. Er wich bald aus. Sein Blick war jede Sekunde woanders, seine Hand nun am Rand des Zylinders, nun gespreizt in der Luft; und er wendete sich in der engen Taille seines Überziehers umher, der sehr lange Schöße hatte, und er lachte und machte dennoch einen bittern Mund. Sein Gesicht hatte Gretchen sich nicht ganz so schmal gedacht, die Nase weniger eingedrückt. Aber die Locke, die der Zylinder zerquetschte, kannte sie. Der Mund blieb unheimlich, er turnte zwischen den engen Längsfalten des Gesichtes wie ein Seiltänzer. Aber was für Augen hatte Herr Stolzeneck! Ihre schwarzen Ränder und schwarzen Brauen traten ohne Übergang, wie mit einem Ruck, aus der bleichen, etwas fettigen Haut. Das war so schön, daß es weh tat. Wenn er auf Gretchen herniedersah und über seine nachtblauen Augen die schwarzen Wimpern senkte, sah es aus wie Trauerweiden über einer Wiese. „Kleene Zwerche", dachte Gretchen, „hubben drunter 'rum." Eine schmerzliche Landschaft waren Herrn Stolzenecks Augen. Gewiß

hatte er vieles Schwere erlitten. Der dunkle Drang, ihn zu trösten, erschütterte Gretchen. Da seufzte er, noch bevor sie selbst seufzte.

„Ach ja, Sie haben sich Ihre Eltern vorsichtig ausgesucht, Fräulein. Sie kennen natürlich nichts als bloß die besseren Familien. Wenn so 'ne Leute wie wir die Nase in 'ne Stadt stecken, dann rufen die Frauen über die Straße: Nachbarin, häng die Wäsche weg, die Komödianten kommen."

„Das ist zu dumm", behauptete Gretchen mit Nachdruck.

„Ja, das sagen Sie. Aber bitten Sie Ihre Frau Mama mal, sie soll mich einladen. An dem Tage müssen Sie wahrscheinlich doppelt so viel Strümpfe stopfen."

Gretchen beugte die Stirn, denn es war so.

„Ich verkehre hier bloß bei der Frau Wendegast."

„Ach ja", machte Gretchen schnell. „Das ist so eine . . ."

„Sehen Sie! Weil sie mit uns Schauspielern verkehrt."

Gretchen stammelte und verschluckte sich. Frau Wendegast war also gar keine, vor der man in die nächste Straße einbiegen mußte? Gretchen, neben der ein Schauspieler über den Wall ging, rückte unvermutet in Gesichtsweite von Frau Wendegasts Dasein, das sie so lange mit allen andern für höchst gewagt und ganz unzugänglich gehalten hatte. Welch neues Leben! . . . Herr Stolzeneck sagte:

„Die Anschauungen sind gottlob nicht überall so rückständig. In Wien zum Beispiel hatte man einen tadellosen Verkehrskreis."

„Waren Sie dort auch schon beim Theater?"

„Versteht sich: an der Burg. Ich hätte es natürlich nicht nötig, mich hier bei den Schmieren herumzutreiben; bloß daß man als Künstler den Wandertrieb mal in sich hat."

„Es ist wohl reizend, wenn man Künstler ist?"

„Glänzende Sache, Fräulein. Aber Sie wollen wohl nicht weiter mit mir gehen? Ja, jetzt kommen die Straßen, und da könnte ein Bekannter Sie mit dem Komödianten sehen."

Gretchens Gesicht flammte. Sie verdrehte die Augen, wollte sich wehren gegen den schrecklichen Verdacht. Aber es war die Wahrheit, und sie konnte sie nicht ändern.

„Lassen Sie nur", sagte er inzwischen. „Ich bin nicht empfindlich. Jetzt gehen Sie getrost zu Ihrem Mittagessen, und ich will sehen, wer mir 'n Teller Suppe pumpt."

„Ach! Haben Sie denn kein Geld?"

„Oh! Im Gegenteil!" – und er lachte. „Es steckt nur grade in Geschäften. Glänzende Sache, Fräulein. Übrigens, könnten Sie Ihren Herrn Papa nicht mal fragen, ob er keinen Korrespondenten gebraucht? Ich stenographiere prachtvoll."

„Aber Sie sind doch Künstler!"

„Nun ja. Erschrecken Sie nicht so furchtbar! Ich habe heute abend im ‚Fallissement' zu spielen: man ist dann den ganzen Tag in der Rolle, wissen Sie. Im übrigen würde schon meine Herkunft mir verbieten ... Denn natürlich bin ich von diskreter Geburt."

Sie sah ehrfürchtig aus. Er sagte herablassend:

„Wir sehen uns schon wieder. Schreiben Sie mir gelegentlich, Fräulein. Sie wissen vielleicht, wo ich wohne?"

Wie oft hatte Gretchen nach seinem Fenster hinaufgelugt! Einmal hatte sie – aber ohne Elsa Baumann hätte sie es nie gewagt – die Treppen erstiegen und an seiner Tür vor seiner Visitenkarte eine Andacht verrichtet. Gretchens Knie wurden ganz schwach; noch weiß bei der Erinnerung, hob sie die Augen zu ihm. Aber sogleich wich er aus, rückte am Zylinder, hoffte Gretchen bald wieder zu begegnen – und war, ehe sie innerlich so weit war, elegant und leicht von dannen.

V

„Warum ich so spät zum Essen komm'? Ja, Muttchen, die Anprobe hat bis halb eins gewährt, und dann bin ich der Frau Doktor Harnisch begegnet. Du weißt ja, was die für 'ne alte Klatsche ist."

Frau Heßling vergaß ihren Zorn.
„Was hat sie denn gesagt?"
Gretchen brauchte gar nicht nachzudenken, bevor sie log. Sie war völlig aufgewacht. Das Leben war auf einmal schrecklich interessant; sie hatte ein Geheimnis, ein Gebiet, das nur ihr gehörte und wohin niemand sich getraute: – als ob sie auf der Seite des Stadtgrabens Schlittschuh liefe, wo immer das große Loch war. Die Damen Roché und Poppy konnten bei Frau Wendegast von ihr erzählen. Mathilde Behnsch konnte aus dem Fenster gesehen haben: dann wußten alle, daß Gretchen mit Herrn Stolzeneck etwas hatte. Natürlich glaubten sie dann, es sei ein Verhältnis; „ich würde es auch glauben", gestand sich Gretchen; und ihr war fast schon zumut, als sei es eins. Das Herz klopfte bei jeder Erinnerung an ihn. Alles, was er zu ihr gesagt hatte, kehrte abwechselnd wieder.
„Was wirst 'n egal rot?" fragte Frau Heßling. „Papa meint es doch gar nicht so."
Gretchen hatte nicht einmal gehört, was Papa sagte, und errötete noch tiefer. Aber dann machte sie Mathilde Behnsch mit großer Gewandtheit schlecht: für den Fall, daß Mathilde sie verklatschen wollte. Mittendrin hörte sie Herrn Stolzeneck sagen: „Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen." Zu ihr hatte er das gesagt, mit eben solch flotter Stimme und perfekter Anmut wie der Veilchenfresser; zu ihr allein. Es war, als hätte Gretchen selbst mitgespielt. „Ob ich nicht Talent hätte? Warum nicht. Weeß mersch denn?" Sie hörte sich im Geiste grade so fein sprechen und sah an sich dasselbe gewandte Benehmen. Was sollte sie jetzt noch mit Klotzsche! Klotzsche, der über seinem Bierbauch Daumen drehte, der immer die halben Worte verschluckte und nicht ins Zimmer konnte, ohne an den Türpfosten zu rempeln.
„Du, Mama, mit Klotzsche tanz' ich aber nich auf meiner Hochzeit, er schubst ein' immer mit sei'm Bauche."
„Sei nicht so gemütlos!" verlangte Herr Heßling aufgebracht, und Gretchen mußte sich ducken.

Klotzsche aber konnte ihr nicht mehr imponieren. Sobald sie allein im Zimmer mit dem Jugendstil saßen, fing Gretchen an.
„Du, Sophus, daß du's weißt, mich wirste nich um den Finger wickeln, ich bin ä modernes Weib."
Da er hierauf nicht gefaßt schien:
„Ich will alles kennenlernen. Glaube giedigst bloß nich, ich will hier immer in der Klappe hocken. Unsere Hochzeitsreise machen wir ganz gemiedlich mal nach Berlin. Nu sag ämal, ob du mich auch egal in alle Lokale mitnimmst. Na, nu schitze bloß keine Müdigkeit vor und sperr dei' Mund auf!"
Klotzsche verwirrte sich unter Gretchens unnachsichtigem Blick. Aber er mußte mit seinen Berliner Kenntnissen heraus. Er tat es faul und vorsichtig. Gretchen ertappte ihn:
„Die Hauptsache haste weggelassen. Na? Na? Die Amorsäle doch! Schwörste, daß de mir die zeigen wirst?"
Klotzsche zögerte, er setzte zu Einwänden an. Gretchen schnitt sie ab.
„Du bist wohl ä Philister?"
Und Klotzsche versprach, Hals über Kopf, die Amorsäle. Ihr eigener Mut berauschte Gretchen.
„Ä Philister, pfui Spinne, den nähm' ich nicht. Überhaupt sollten wir Frauen alles dürfen, was ihr dürft. Ihr amüsiert euch egalweg, und kommt ihr zu uns, is nischt mehr da. Davon is dem Herrn Assessor Bautz sei Frau verrüggt geworden. Seid ihr ßoo, da müssen wir uns ähm ä Geliebten nähm, und womöglich gleiche. Dir, mei Gudester, müßte das überhaupt ganz Sauce sein."
„Nee, Krätchen, nee –"
Klotzsche erlangte Haltung.
„Das wär mir nu aber ganz und gar nicht Sauce. Da mußte dir en andern zum Manne nähm, nicht en Reserveleutnant."
Gretchen krümmte die Lippe; aber hier, wo Klotzsches Selbstbewußtsein durch das einer Gesamtheit gestützt ward, fand sie ihn unerschütterlich.

Am nächsten Vormittag sagte sie zu Elsa Baumann, die Besuch machte, um zur Hochzeit geladen zu werden:
„Du, Elsa, ob 'ch Klotzsche heirat, muß ich mir noch sehre überlegen. Er is doch ä bißchen weit zurückgeblieben: er will nich, daß 'ch mich ausleb."
Elsa fand Gretchens Bedenken vollberechtigt und riet ihr von Klotzsche ab.
„Ich für mein Teil geh' nach Berlin und fang' ein Verhältnis an", wiederholte sie.
Gretchen verschränkte und löste die Finger, löste und verschränkte sie. Endlich, berstend vor Mitteilungsdrang:
„Soll 'ch dir was erzählen?"
Und sie sagte alles. Elsa wollte es zuerst nicht glauben; und dann begann sie zu schreien:
„O jemersch!"
„Was is denn, was lachste denn?" fragte Gretchen betroffen.
„Nichts!" Und Elsa unterdrückte ihre Schadenfreude. „Ich denke bloß an Klotzsche. Dem gönne ich's."
„Es wird ja doch nischt draus"; – mit tiefem Seufzen.
„Wieso nicht? Mach doch fort mit dei'm Leon!... Ja, da kuckste. Wenn ihr aber erst durchgegangen seid, müssen sie euch wohl heiraten lassen, und Klotzsche hat 's Nachsehen, und alles brüllt."
Gretchen lächelte geblendet; sie sagte nichts mehr, sie wagte kaum zu denken. Die Nacht hindurch kämpfte sie. In ihrem stürmischen Halbschlaf schimpfte Papa in Ausdrücken, die Gretchen nie gehört hatte, rang Mama die Hände wie eine Schauspielerin, und stieg Klotzsche, in Uniform und hinter sich die ganze Stadt, drohend vor Gretchen auf. Aber da glänzte langsam Herrn Stolzenecks Gesicht hervor – und seine Hand, die den Zylinder lüftete, wischte alle andern Visionen weg. Gretchen stand auf und schrieb ihm. Sie fühle das unabweisbare Bedürfnis, ihn schon heute wiederzusehen. Er werde verstehen.
„Wo?" überlegte sie. Es mußte draußen und abseits sein. Nein, etwas Passenderes gab es nicht. Und dann die

schöne Erinnerung, die daranhing. Die Stimme ertönte wieder, mit der er gesagt hatte: „Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen."
Und sie schrieb:
„Wieder bei dem Häuschen."
Sie sagte, sie brauche Benzin, bezahlte mit dem Gelde einen Dienstmann und kehrte zurück: die Flasche sei ihr zerbrochen. Schon um halb war sie am Ort des Stelldicheins. Aber auch um eins kam er noch nicht: als sie ihn um halb zwei nicht sah, weinte Gretchen. Vielleicht liebte er sie schon nicht mehr? Um zwei beschloß sie, trotzdem mit ihm zu entfliehen. „Er wird es gewiß tun, denn Papa hat Geld, und die Liebe kommt in der Ehe, sagt Mama." Um halb drei war sie dafür in völliger Zerrüttung. Als sie aber um drei ihre Handschuhe ausgezogen hatte und sie glattstrich, um sie zu schonen: da stand er vor ihr und lächelte.
„Ich glaubte weiß Gott nicht, daß Sie noch da wären. Pardon, Pardon. Die Probe hat nämlich heute bis drei gewährt. Unliebsame Sache."
Gretchens Inneres schmolz auf einmal vor Glück, ihre Miene ward gerührt. Nur die Probe! Alles war gut: nur die Probe war schuld. Sein Blick aber wich aus, ging zerstreut umher, und Herr Stolzeneck räusperte sich oft. Er erklärte wenig Zeit zu haben. Plötzlich wollte er mit Gretchen im Restaurant essen, besann sich sogleich darauf, daß es nicht gehe, und lachte übermäßig klangvoll.
„Es ist zwar 'ne komische Frage, aber, Fräulein, können Sie mir zufällig zwanzig Mark leihen? . . . Gott, wie Sie sich erschrocken haben. Allerdings soll man 'ne Dame, die man verehrt, nicht anpumpen. Ärgerliche Sache . . . Na, wir können wohl umkehren: heeme laatschen, würde man hier sagen, nicht?"
Er griff heute noch häufiger nach seinem Zylinder, drehte sich rascher in der engen Taille seines Überziehers, und sein Mund turnte, auch wenn er schwieg, unablässig in seinem bleichen Antlitz mit den dicken Trauerrändern der Augen.

„Haben Sie eine hübsche Hand, Fräulein!" – und er blieb stehen und nahm ihre Hand an sich, als gehörte sie ihm.
„Ein feiner Ring!"
Er zog ihn ab und schob ihn sich auf den Finger.
„Finden Sie, daß er mir steht?"
Dabei lachte er; und Gretchen ward tiefrot. Gewiß erriet er, daß sie den Ring von Klotzsche hatte, und machte sich lustig.
„Soll ich heute abend damit auftreten? Sie müssen mich sehen in dem Stück, Fräulein, es ist furchtbar unanständig. Also abgemacht, ich trete mit dem Ring auf. Adieu. Weiter dürfen Sie nicht mitkommen, sonst werden wir abgefaßt. Adieu."

VI

Gretchen hatte manches einzuwenden gehabt. Überrascht sah sie ihm nach; dann betrachtete sie die Stelle an ihrem Finger, wo der Ring gesessen hatte; und dann seufzte sie beklommen. Da ging er hin und spielte in dem unanständigen Stück. Er hatte gut lachen. So waren die Männer. Daran dachte er nicht, wie Gretchen es zu Hause erklären sollte, daß sie drei Stunden zu spät zum Essen kam und keinen Ring mehr hatte. Mit bedrückter Miene zeigte sie sich und berichtete, sie sei bei Klärchen Harnisch geblieben. Klärchen sei sehr krank, auch den Abend müsse Gretchen an ihrem Bett verbringen. Sie weinte sogar; Mama mochte nur trösten. Herr Stolzeneck war nicht nett gewesen, Gretchen hatte vom Durchgehen kein Wort sagen können. Er war zerstreut und eilig gewesen. „Hat er sich bei mir gelangweilt?" Ihr war sehr bange. „Ich weiß wohl, ich bin ein dummes Ding, und er ist ein berühmter Mann." Mit leidender Stimme verlangte sie Geld, um für Klärchen Tokaier zu kaufen, und dann ging sie ins Theater. Die Unanständigkeiten hörte sie gar nicht und merkte nicht, daß sie das einzige junge Mädchen war und besprochen ward. Sie saß ganz vorn, und unverwandt starrte sie auf Herrn

Stolzeneck. Er mußte sie sehen; aber er wollte nicht. Und an seinen Fingern staken mehrere Brillantringe, aber keiner mit einem Rubin und sieben Perlen.
Betäubt, verlassen und arm ging Gretchen zu Bett. Sie war zu matt zum Weinen. Er machte sich über sie lustig. Morgen kam nun einfach der Ring zurück, und vielleicht lag ein Zettel dabei, worauf in genialen Schriftzügen hingeworfen stand: „Fräulein, wie haben Sie sich gestern im Theater unterhalten?" Und dann war's aus. Den ganzen Morgen schlich Gretchen zwischen ihrem Zimmer und dem Briefkasten hin und her. Also geschah nichts? Herr Stolzeneck war noch grausamer, als Gretchen ihn sich vorgestellt hätte. Er konnte sich doch denken, welche Not sie damit hatte, bei jedem Handgriff den Finger wegzubiegen. Der tat schon ganz weh. Im Zorn verfaßte sie einen Brief. Schon am Abend fragte sie auf der Post nach Antwort; aber noch tags darauf war keine da. „Nu versteht sich. Muß ich ihn auch beleidigen, ich dummes Luder ich. Ein großer Künstler wie er, soll egal an mein' Ring denken. So was verbummelt er ähm." Und sie schrieb noch einmal, sehr demütig. Da flog ihr wirklich aus dem Schalter ein Brief zu: vor Erregung griff Gretchen daneben. Die Schriftreihen zogen sich zusammen wie Harmonikafalten; sie mußte warten, bis sie wieder am rechten Fleck standen. Nun las sie:

„Geehrtes Fräulein!

Bezüglich bewußten Ringes handelt es sich keineswegs, wie Sie anzunehmen belieben, um Irrtum oder Vergeßlichkeit meinerseits, sondern haben Sie mir denselben vielmehr ausdrücklich geschenkt. Sie sagten noch: Er steht Ihnen besser als mir, tragen Sie ihn zum ewigen Angedenken.
Ich warne Sie daher, mich wegen des Ringes fernerhin in irgendeiner Weise zu belästigen, sonst müßten Sie allerdings gewärtigen, daß ich mein schonendes Verhalten aufgebe und Ihre unerlaubten Beziehungen zu mir publik mache.

Unsere Zusammenkünfte wären leicht zu beweisen, und außerdem sind Sie nicht die erste.

Mit vollkommenster Hochachtung
Leon Stolzeneck."

Ja ja: Die Buchstaben standen alle schön und schwungvoll da und bedeuteten wirklich dies. Nur Gretchen hatte das Herz nicht mehr am Fleck und zitterte an allen Gliedern. Der Boden war gewichen, und schaurige Abgründe verlangten von Gretchen, daß sie hineinblicke. Die Hand vor den Augen, verließ sie die Post; und draußen schlich sie an den Mauern hin, als sei sie selbst der Dieb. Er war ein Dieb! Herr Stolzeneck war ein Dieb! Das wußte keiner außer Gretchen, und gewiß wäre auch keiner darauf verfallen: ebensowenig wie auf den Gedanken, daß Herr Stolzeneck ein Gespenst sei. Zwischen Lebenden und Toten war kein tieferer Graben als zwischen ehrlichen Leuten und Dieben. Gretchen hatte bis heute von den Dieben nicht den Begriff gehabt wie von Menschen, die deutsch sprächen und Bemmchen äßen. Dort oben in der alten Stadtvogtei saßen sie, eine Schildwache ging davor auf und ab, und sie gehörten gar nicht dazu. Gretchen schielte, entsetzt durch ihre neuen Einblicke, hinauf. Derselbe Herr Stolzeneck, mit dem sie über den Wall spazierengegangen war, der war also eigentlich dort oben zu Hause. Oder vielmehr, man konnte ein Dieb sein und doch nicht dort oben sitzen, sondern über den Wall spazierengehen. Alles verwirrte sich und machte Kopfsprünge. Die sittliche Welt erlitt ein Erdbeben. Angstvoll rang Gretchen, sich aufrecht zu halten. Dieser Dieb war vielleicht nur aus der Stadtvogtei ausgebrochen und hatte Theater gespielt, um Gretchen ihres Ringes berauben zu können? Das war der Zweck des Ganzen gewesen? ... Nein, so ging es wohl nicht. Verstört setzte Gretchen sich zu Tisch; wie konnten Papa und Mama nur so gemütlich sein. Wußten sie nicht, daß dergleichen vorkam? Sie versteckte ihren Finger nicht mehr, sie fand es, in der Auflösung aller Dinge, nicht der Mühe wert. So, nun hatte Mama es gesehen!

„Wo hast du dein' Rink?"
„Ach!" machte Gretchen unerschrocken. „Ich hab' mir die Hände gewaschen, er liegt auf dem Waschtisch."
„Hol ihn gleiche, daß er nicht wegkommt. Man soll kein' Menschen in Versuchung führen."
Gretchen stand auf, aber Papa rief:
„Nicht vom Tisch weglaufen!"
„Dann nicht", dachte Gretchen.
Nach dem Essen ging sie in ihr Zimmer, warf die Tür zu und machte Fäuste. Sie war in Empörung. Das Schicksal war gemein, und die Menschen waren gemein. Klotzsche ein duckmäusiges Trampeltier, und Herr Stolzeneck ein Dieb: das hatte das Schicksal sich für Gretchen ausgedacht. Herr Stolzeneck hätte schließlich ebensogut ehrlich bleiben können, da Gretchen doch für ihn schwärmte! Und er drohte, sie für seine Geliebte auszugeben. „Du Lumich! Aber das wolln mer dir schon austreim." Ein Skandal kam freilich immer heraus. Oh! Herr Stolzeneck war schlau, schrecklich schlau; – und heiß wallte es zu Gretchens Herzen. Er blieb doch der einzige Mann, den sie geliebt hatte! So schön, so fein und so gewandt! War's denn wirklich so schlimm, daß er gestohlen hatte? Am Ende konnte das vorkommen. Gretchen selbst hatte sich für Spiritus und Tokaier Geld geben lassen und es sozusagen unterschlagen. Ja, sie hatte welches aus Papas Hose stibitzt ... Aber das hatte Mama so gewollt. Und überhaupt war das ganz etwas anderes; das blieb in der Familie, und niemand sah es. Herr Stolzeneck aber strich dort draußen umher und stahl. Gretchen schrak zusammen: sie hatte gemeint, eine schwarze Vagabundengestalt recke sich vor dem Fenster auf und spähe in ihr geheiztes Zimmerchen ... Als sie aber sah, daß es nichts war, legte sie die Hände vors Gesicht und weinte. Sie beweinte Herrn Stolzeneck und daß er so allein von einem Ort zum andern zog und Verbrechen beging. Gewiß war ihm nicht wohl dabei; er hätte sogar lieber in Papas Geschäft stenographiert.
„Bin ich nicht schuld, weil ich Papa nichts gesagt habe?

Herr Stolzeneck hatte Hunger, ich sah es doch; und wie nervös war er! Und wenn ich ihm den Ring nun schenke? So, nun gehört er ihm, und Herr Stolzeneck hat nichts getan, als was er durfte. Ich hab' in Papas Hosentasche hineingelangt, das war reichlich so schlimm . . ."

Aber Gretchen mochte wollen oder nicht, sie zuckte zurück. Ihre kleine zahme, behütete Sünde lief vor seiner wild schweifenden winselnd davon, wie ein Mops vor einem Wolf.

„Nee, nu aber, ich wer wohl noch verriggt? Er gehört nu ähm in die Stadtvogtei; und wenn's nich wegen dem Krach wär', müßt 'ch ihn, weeß Knebbchen, einsperren lassen."

Gretchen holte ihr Anschreibebuch hervor und notierte ihre Ausgaben von dem Geld, das sie übrigbehalten hatte, als sie statt des Tokaiers ein Theaterbillett gekauft hatte. Darauf fühlte sie sich besser. Was vorhin in ihr so unheimlich weich geworden war, hatte wieder feste Umrisse. Das Gute und Tüchtige war in Gretchen wieder obenauf.

Schon ward es dämmerig, und Klotzsche trat an.

„Seit 'ner Stunde laure ich auf dich, mei' Zuckertierchen", sagte Gretchen und fiel ihm, so sehr er auch erschrak, um den Hals.

„Du bist und bleibst doch mei' kleener einzcher Sophus."

Und verführerisch an seinem Ohr:

„Szaophis? Ich muß dir was gestehen."

Gretchen schloß die Augen und schluckte hinunter. „Jetzt hätt ich ihm mehr zu gestehen, als er mir", dachte sie; aber sie sagte:

„Dei' Ring is nämlich futsch. Wo er is, das kann ich dir nich sagen; nee, das kann 'ch nu nich. Ich weeß es nämlich selbst nich. Aber Mama hat es schon gemerkt, und wenn ich ihn nicht wiederkriege, wird sie tückisch. Sophus: koof dei'm Krätchen en andern, ähmßolchen!"

Klotzsche blinzelte, es war ihm nicht recht; aber Gretchen koste verzweifelt.

„Wir machen auch keene Hochzeitsreise nach Berlin. Nischt is mehr mit Amorsälen, ich will reine gar nischt kennenlernen, mei' Klotzschechen kann nur ruhig sein. Und wenn de's mit dei'm Krätchen auche ßo machst wie Assessor Bautz mit seiner Frau: ich werd noch lang nich verriggt. I wo werd' ich denn. 's wär' doch gemiedlos."

Darauf entschloß sich Klotzsche, und sie gingen zum Goldschmied.

Als Gretchen den Ring wieder am Finger hatte, brach sie aus:

„Dies is erscht der richtche. Er glänzt viel mehr, und der Rubin is auch größer. Da kann der Mann drinne nu sagen, was er will: der kost eichentlich 's Doppelte, und er is egal reingefallen. Na, wir werden's ihm nich unter die Nase reiben. Ach du mei einzcher Klotzsche, ich mecht dir ja auf offner Straße ä Kuß gäm."

Klotzsche fand Gretchen an seinem Arm ungewöhnlich schwer, aber er war stolz darauf. Ein Stück weiter verlangte sie auf die andere Seite zu gehen.

„Da kommt die ekelhafte Elsa Baumann hergelaatscht. Daß de sie mir nicht grüßt! Das is nämlich ä ganz hinterlistches Luder. Aber ich durchschau sie. Sie is mir bloß neidisch wegen mei'm Sophus."

Klotzsche ward rot.

„Und zu unserer Hochzeit wird se nich eingeladen", schloß Gretchen.

Eine Zeitlang blieb sie wortlos angeschmiegt. Dann, gelispelt:

„Szaophis? Jetzt fiehl ich egal so was; ich gloob, 's is die Gnade."

„Siehste? Das hab' ich mir doch gleiche gedacht, daß mei Krätchen zur Gnade kommen würde. Na, nu sag doch ämal, wie biste denn hingekomm'?"

„Nee, Sophus, nee, das kann 'ch dir nu nich sagen, das kann 'ch nu nich. Ich weeß es nämlich selbst nich", setzte sie aus Vorsicht hinzu. Aber Klotzsche war nicht neugierig.

„Na, nu haste glücklich hingefunden", sagte er, „das ist die Hauptsache. Wenn wir erst vor Gottes Thron stehen, wird er zu uns sprechen" – und Klotzsche schnarrte abgehackt:
„Ja, mein Sohn, auf welchem Wege du zur Gnade gekommen bist, das is mir janz Wurscht."

Die Texte folgen den Fassungen der ersten Buchausgaben, nur bei „Das Wunderbare" wurde der Erstdruck in der Zeitschrift „Pan" zugrunde gelegt. Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden behutsam modernisiert.

Alle Rechte gehören dem Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar

Reclams Universal-Bibliothek Band 37
2. Auflage
Reihenentwurf: Irmgard Horlbeck-Kappler
Gesetzt aus Garamond-Antiqua
Printed in the German Democratic Republic 1973
Lizenznummer 363. 340/130/74
LSV-Nr. 7101 – Vbg. 24,5
Gesamtherstellung: Offizin Andersen Nexö,
Graphischer Großbetrieb, Leipzig III/18/38–3
Bestellnummer: 660 483 8
EVP 3,–